

Dokumentation
Sanierung

09



Die Sanierung des Münchner Westends aus der Sicht von Zeitzeugen

Gesichter des Westends





INHALT

A Einführung	4 Vorwort Dr. Michael Hohenester
	6 Interview Armin Keller und Marianne Dichtl-Pühringer
B Rückblick	8 Spröde Schönheit auf der Höh'
C Persönlichkeiten	16 Angelika Simeth Aufbruch in die Soziale Stadt
	20 Ulrich Riedel Ein Platz für Nicos Opa
	26 Sepp Thurner Ein echtes Münchner G'wachs
	28 Mechthild Kammerl Mit Charme, Humor und Gottes Segen
	30 Hugo Ilg »Man lernt nie aus!«
	32 Sibylle Stöhr Die Welteneroberin
	34 Antonia Drexler Die Schäffler aus dem Westend
	38 Heinz Schwedes Der Stadtteilerzähler
	42 »Tante Frieda« Schiach aba fidel
D Lebensräume	44 Kinder und Jugendliche Im Westen viel Neues
	54 Gewerbehof Neues Leben in alten Mauern
	62 Gewerbe Tradition trifft Moderne
E Gemeinschaften	68 Genossenschaften Eigentum auf Zeit
	78 Griechisches Haus Kunterbunte Gemeinschaft
F Lieblingsplätze	82 Gastronomie Ein Herz für Gäste
	91 Impressum

Dr. Michael Hohenester war 15 Jahre lang als Prokurist und stellvertretender Geschäftsführer in der MGS tätig. Die Sanierungen in Haidhausen und im Westend hat er von Anfang an mitgestaltet und betreut.



Liebe Leserin, lieber Leser,

es hat gedauert, bis die Sanierung des Westends richtig in Schwung gekommen ist. Die Leute von der Schwanthalerhöf' haben sich damals – in den 80er Jahren recht benachteiligt gefühlt gegenüber Haidhausen: Während für Haidhausen schon die öffentlichen Gelder in erheblichem Umfang flossen, war die Finanzierung der Sanierung im Westend zunächst noch völlig ungeklärt. Erst in den 90er Jahren, also zehn Jahre später als Haidhausen, kam die Erneuerung dieses alten Arbeiterviertels richtig in Gang.

Der Umzug der Gummifabrik Metzeler, der Verkauf des ehemaligen Drexlergeländes, der Umzug der Messe, der Bau des Trappentreutunnels und der U-Bahn – das waren wichtige Meilensteine für die Sanierungsvorhaben im Westend.

Dem Sanierungsträger MGS brachte man – anders als in Haidhausen – durchwegs eine positive Stimmung entgegen. Mag sein, dass diese Akzeptanz auch durch diejenigen getragen wurde, die schon als Kinder im Westend aufgewachsen sind und die miterlebten, wie »ihr« Viertel zunehmend verfiel. Durch den schlechten baulichen Zustand vieler Häuser und Wohnungen drohte der Stadtteil zum Ghetto und sozialen Brennpunkt zu verkommen.

Der Bezirksausschuss hat dabei geholfen, Konflikte zu lösen oder gar nicht erst aufkommen zu lassen. Und auch die Wohnungsgenossenschaft München West hat für die Verbesserung der Wohnsituation in den Sanierungsblöcken, aber auch im übrigen Westend einen großartigen Beitrag geleistet. Die Genossenschaft nutzte die Chance und brachte im Zuge der städtischen Sanierungsvorhaben auch ihre Häuser wieder in Schuss. Wir von der MGS haben dann sukzessive Block für Block in Angriff genommen.

Es gab gute und schlechte Phasen: Mal zog sich der Erwerb eines Grundstückes hin, dann entpuppte sich ein zu sanierendes Haus doch als wesentlich maroder

und musste abgerissen werden. Eine Sanierung wäre nicht mehr finanzierbar gewesen – »Stadtsanierungsalltag«!

Zugute kamen uns im Westend sicherlich die Erfahrungen aus Haidhausen. Wir hatten aus Fehlern gelernt: Indem wir zum Beispiel für mehr Transparenz bei allen Vorgängen gesorgt haben. Indem wir genauer hingehört und auch auf Bedenken schneller reagiert haben. Mag auch dem einen oder anderen die Sanierung nicht schnell genug gegangen sein – für die Bewohnerinnen und Bewohner war das langsame, behutsame Vorgehen sicherlich eher akzeptabel und fand Zustimmung.

Wir haben im Westend ebenso wie in Haidhausen viel erreicht und ich bin überzeugt, dass wir das auch langfristig sichern können: Wir konnten den Verfall der betreuten Quartiere stoppen und Spekulation in vielen Fällen verhindern. Auf den Grundstücken der MGS haben wir geförderten Wohnungsbau geschaffen. Hier werden Menschen auch in Zukunft günstig wohnen können.

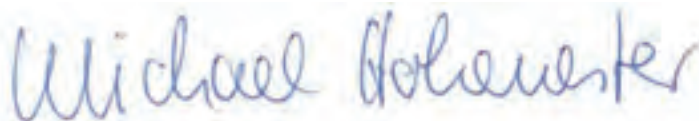
Das Westend ist heute ein Stadtteil, in dem Kinder und Familien wieder gerne leben. Es gibt Plätze, an denen sich Menschen treffen können, Ruhezone in begrünten Hinterhöfen, Orte für Alte und Junge. Vieles hat sich geändert – das gehört dazu. Alte Gewerbe wurden durch neue ersetzt – aber zum Bäcker, zum Metzger und in den Laden für den alltäglichen Bedarf kann man auch heute noch zu Fuß hingehen.

Die Sanierung hat so markante Duftmarken gesetzt, dass das Viertel weiterhin leben wird – auch wenn es vereinzelt zu Luxussanierungen kommen sollte. Sanierung bedeutet nicht, eine Kaseglocke über ein Gebiet zu stülpen, sondern sie sorgt dafür, dass die Stadt sich weiter entwickeln kann, dass notwendige positive Veränderungen in Gang kommen können.

Wir haben gemeinsam mit der Stadtverwaltung, insbesondere mit dem Referat für Stadtplanung und Bauordnung und dem Sozialreferat, mit Unterstützung der Obersten Baubehörde und der Regierung von Oberbayern, des Stadtrats, des Bezirksausschusses und der Bürgerinnen und Bürger des Westends vieles von dem erreicht, was wir uns vor mehr als dreißig Jahren vorgenommen haben. Ich denke, dass alle Beteiligten auf ihr buntes und lebendiges Viertel stolz sein dürfen.

Auf den folgenden Seiten haben wir für Sie Informationen über die Geschichte und die Entwicklung des Westends zusammengestellt. Unsere Autorinnen und Autoren waren im Stadtviertel unterwegs, sie haben mit Zeitzeuginnen und Zeitzeugen gesprochen und im Stadtarchiv nach historischen Quellen gesucht, um die Entwicklung des Viertels lebendig werden zu lassen.

Ich wünsche Ihnen viel Spaß beim Lesen!



Michael Hohenester



Interview mit Armin Keller und Marianne Dichtl-Pühringer

Stadtsanierung für die Zukunft

Städtebauförderung zählt auch für den Freistaat zu den »strukturpolitisch besonders bedeutsamen und wirkungsvollen Investitionsbereichen«. Armin Keller und Marianne Dichtl-Pühringer haben die Sanierungsmaßnahmen in München mit begleitet.

Mit mehr als 35 Millionen Euro Städtebauförderungsmitteln haben der Freistaat Bayern und der Bund die Landeshauptstadt München bei der Sanierung des Westends unterstützt. Sind Sie mit dem Ergebnis zufrieden?

Armin Keller: Das Westend hat durch die Sanierung enorm gewonnen. Es ist von einem früher eher vernachlässigten zu einem lebendigen Viertel geworden, das vor allem auch Familien mit Kindern schätzen. Bei der Bewertung verlassen wir uns aber selbstverständlich nicht auf solche persönlichen Einschätzungen, sondern auch auf die Evaluierung der eingesetzten Programmmittel. So hat die Wirkungsanalyse von Professor Dr. Rudolf Schäfer, Forschungsgruppe Stadt + Dorf/Berlin, 2007

beispielsweise auch das Westend erfasst. Schäfer hat dabei festgestellt, dass sich die Situation im Viertel deutlich gebessert hat. Zwar gibt es nach wie vor an einigen Ecken Handlungsbedarf – im Großen und Ganzen konnten die anfangs gesteckten Ziele der Stadterneuerung aber erreicht werden.

Der Freistaat hat in erster Linie Geld gegeben. Wie funktioniert diese Förderung? Wird das Gesamtprojekt finanziert oder gibt es Geld für Einzelprojekte?

Armin Keller: Fördergrundlage ist die städtebauliche Erneuerung eines Gebiets oder – wie hier im Westend – mehrerer Sanierungsgebiete. Gefördert werden in diesem Rahmen konkrete Maßnahmen, wie ein Hof

mit Sozialeinrichtungen, mit Grünflächen und Spielplätzen. Wir stellen Mittel für die Neuordnung zur Verfügung, für Abbruchmaßnahmen oder für die Sanierung einzelner Altbauten. Die Förderung wird immer für einzelne Teilprojekte beantragt und bewilligt.

Marianne Dichtl-Pühringer (legt einen Übersichtsplan des Westends auf): Im Westend sind viele Innenflächen freigeräumt worden, in denen sich beispielsweise Blechgaragen oder heruntergekommene Schuppen befanden. Auch störende Betriebe hat man aus dem Viertel herausgenommen und verlegt. Ziel dieser Maßnahmen war es, die dichte Bebauung und Nutzung aufzulockern, grüne Oasen zu schaffen und die Lebensqualität für die Bewohner zu verbessern.



Kann ich auf diesem Plan sehen, was von der Regierung gefördert wurde?

Marianne Dichtl-Pühringer: Alle farblich markierten Flächen kennzeichnen die von uns mit geförderten Sanierungsvorhaben der Stadt. Unterschiedliche Farben zeigen den Stand des jeweiligen Projekts und die Art der Maßnahme an. Der weitaus größte Teil der Maßnahmen wurde bereits durchgeführt. In früheren Jahren hat der Freistaat auch den Grunderwerb durch die Stadt bzw. die MGS gefördert. Die Grundstücke, die die MGS damals gekauft hat, sind aber inzwischen wieder veräußert worden.

Heute wird Grunderwerb nicht mehr gefördert?

Marianne Dichtl-Pühringer: Das wäre mittlerweile zu teuer. In der Anfangsphase der Sanierung aber wurde der Grunderwerb gefördert, um dadurch den Anstieg der Mieten zu bremsen: Die Stadt hat den Grund gekauft, um beispielsweise Sozialwohnungen zu bauen.

Armin Keller: Der Grunderwerb war als bodenpolitische Maßnahme sinnvoll, insbesondere zu Zeiten als der Grund noch nicht so viel gekostet hat wie heute. Heute wäre diese Form, den Grunderwerb in Ballungsräumen wie München zu fördern, nicht mehr finanzierbar. Man hätte dann gar keine finanziellen Möglichkeiten mehr, Baumaßnahmen zu fördern.

Die Zuwendungen wurden damals als Vorauszahlungen gewährt. Erst im Laufe des Sanierungsverfahrens konnte endgültig bestimmt werden, ob Zuschüsse oder Darlehen gewährt werden. Beim Grunderwerb waren das meist Darlehen. Für bauliche Maßnahmen gab es meist Zuschüsse.

Warum verkauft die Stadt die erworbenen Grundstücke und Häuser wieder? Wäre es nicht sinnvoller, sie zu behalten?

Marianne Dichtl-Pühringer: Durch den Verkauf werden ja wieder Gelder frei, um neue Sanierungsvorhaben damit zu finanzieren. Für die Mieter bedeutet das keinen Nachteil: Die Wohnungen bleiben in der Mietbindung und auch anschließend sind keine wilden Spekulationen möglich. Die Eigentümer dürfen nur moderate Mieterhöhungen durchführen.

In etlichen Fällen saniert die Stadt auch Häuser von privaten Eigentümern. Ist das nicht von Nachteil für die Bürgerinnen und Bürger, deren Steuergelder in diese Investitionen fließen?

Armin Keller: Ganz im Gegenteil! Von den Sanierungsmaßnahmen profitieren alle. Die Stadt saniert einen Block und wertet ihn damit auf. Dazu zählen neben Sanierungsmaßnahmen im öffentlichen Raum auch Modernisierungsmaßnahmen an privaten Gebäuden. Die Stadt München führte die Erneuerungsmaßnahmen im Westend im umfassenden Sanierungsverfahren durch. Das hat zur Folge, dass die Grundstückseigentümer für die sanierungsbedingten Bodenwertsteigerungen sogenannte Ausgleichszahlungen tätigen. Diese Gelder werden anschließend in neue Sanierungsmaßnahmen gesteckt. Selbstverständlich ist die Vergabe von Geldern immer auch an Verpflichtungen gebunden: Neben der Sanierungsverpflichtung geht die Stadt auch eine soziale Verpflichtung ein. Es soll kein Verdrängungsprozess stattfinden.

Wir sprechen hier von Projektlaufzeiten von über dreißig Jahren. Da sind unzählige Abstimmungspro-

zesse notwendig. Waren sich Stadt und Staat weitgehend einig oder gab es auch Meinungsverschiedenheiten?

Armin Keller: Selbst wenn wir unterschiedlicher Meinung wären: Die Entscheidung liegt letztlich allein bei der Stadt. Der Staat hält sich da zurück. Die Kommune regelt ihre Angelegenheiten selbst und städtebauliche Maßnahmen unterliegen der kommunalen Planungshoheit. Natürlich sprechen wir Empfehlungen aus und beteiligen uns an Diskussionen. Entscheidungsträger sind bei allen derartigen Maßnahmen aber immer die kommunalpolitischen Gremien. Im Fall des Westends also die Stadt München. Der Freistaat fördert solche Maßnahmen, wobei wir selbstverständlich genau prüfen, ob diese förderungswürdig sind. Wenn wir größere Probleme sähen, könnten wir die Förderung auch ablehnen.

Interview: Sabrina Landes im Juli 2012.

DIE GESPRÄCHSPARTNER

Armin Keller, Leiter des Sachgebiets Städtebauförderung in der Obersten Baubehörde im Bayerischen Staatsministerium des Innern (früher Leiter des Sachgebiets Städtebau an der Regierung von Oberbayern und u.a. zuständig für die Bewilligung der Sanierungsmaßnahmen der Stadt München).

Marianne Dichtl-Pühringer, Sachbearbeiterin in der Regierung von Oberbayern und u.a. zuständig für die verwaltungstechnische Abwicklung der Sanierungsmaßnahmen der Stadt München.



Die Schwanthalerhöf' im Jahr 1826



Die Schwanthalerhöf' im Jahr 1890

Das Münchner Westend

Spröde Schönheit **auf der Höh'**

Wer einmal im Westend gelandet ist, mag hier nicht mehr weg. So heimelig wie ein Dorf finden viele Schwanthalerhöher ihr Viertel. Das war allerdings nicht immer so.

Es ist eigenartig. Dreißig Jahre nach dem Beginn der Sanierungsarbeiten im Münchner Westend, oder richtigerweise: Schwanthalerhöf', scheint der Stadtteil genauso verschlafen, wie eh und je. Natürlich ist vieles schöner geworden. Hinterhöfe wurden zusammengelegt, uralte Mietshäuser rundumsaniert, die Wohnungsgenossenschaft München West hat ihre Blocks herausgeputzt. Kindergärten sind entstanden, die Plätze des Viertels wurden einladender gestaltet. Ein vollkommen neues, architektonisch herausragendes Viertel rund um die Messe ist entstanden. Es ist viel passiert in den vergangenen Jahren und doch scheint es, als sei im Westend die Zeit irgendwie stehen geblieben. Um das zu verstehen, sollte man sich der spröden Schönheit auf der Schwanthalerhöf' von außen, zu Fuß, nähern. Über die Theresienwiese beispielsweise. Sie trennt den östlichen Teil des Viertels von der Innenstadt – die ja eigentlich ganz nah ist und dem Westendler doch himmelweit entfernt erscheint. Wer auf der Theresienwiese stehend nach Westen schaut, sieht rechts von der Bavaria einige graue Hochhäuser in den Himmel ragen. Zusammen mit der Ruhmeshalle wirken sie wie eine Stadtmauer, deren symbolischen Mittelpunkt die monumentale Wächterin aus der Werkstatt des Erzgießers Ferdinand von Miller bildet. Einige glitzernde Bürotürme hinter der Dame aus Erz bilden die zeitgemäße Ergänzung der über die Jahre gewachsenen Mauer, die das Westend vom Rest der Stadt trennt.

Von der Hackerbrücke herkommend empfängt einen zunächst die Nordseite des Viertels: Mauer an Mauer schlichte Fassaden einfacher Arbeiterwohnhäuser neben den Betriebsstätten der Augustinerbrauerei versperren den Blick ins Quartier. Die Landsbergerstraße bildet hier quasi den nur von Waghalsigen zu überquerenden Burggraben. Im Süden und Westen sorgen die Bahngleise dafür, dass die Bewohner des Stadtteils weitgehend unter sich bleiben.



Hüterin des Westends:
Die Bavaria. Im Hintergrund die Ruhmeshalle, erbaut von Leo von Klenze im Auftrag Ludwig I. von Bayern.



Die Schwanthalerhöf' im Jahr 1924

Denen, die schon zeitlebens oder seit einigen Jahren in diesem Viertel heimisch sind, ist es ganz recht, dass die »Szene« sich des Westends bisher – allen Prognosen zum Trotz – nicht angenommen hat. Hier wird immer noch vor allem gewohnt. Es gibt Straßenzüge, die ganz ohne Läden auskommen und in denen an Wochenenden eine für die Großstadt untypische Ruhe herrscht. Dafür ist ja ums Eck alles geboten, was der Mensch zum Leben braucht. Unter der Woche sind die Großen beim Arbeiten, die Kleinen in Kindergarten und in der Schule. An schönen Wochenenden aber flanieren die Westendler durch ihr Viertel. Da sind Bolz- und Spielplätze voll und die Jogger drehen im idyllischen Messepark ihre Runden. Vor den zahlreichen Cafés und Kneipen sitzen die Leut und schlürfen genauso ihren Capuccino oder trinken eine Halbe wie in Schwabing, Neuhausen oder Haidhausen – und doch ist die Stimmung hier eine andere. Irgendwie unaufgeregter. Obwohl sich auf der Schwanthalerhöf längst das eine oder andere schicke Café etabliert hat, obwohl Keramik- oder Schmuckhandwerker in die ehemaligen Werkstätten von Schlossern oder Schreibern gezogen sind: Über den Straßen und in den Höfen liegt wie ein unsichtbares Tuch die Erinnerung an Elend und Aufbegehren, an Siege und Niederlagen einer neuen gesellschaftlichen Klasse. So wie die Münchner Prachtstraßen den Geist der Monarchie atmen, so ist im Westend bis heute die Geschichte der Industrialisierung und der Arbeiterschaft lebendig, eine Zeit, die unsere moderne Gesellschaft entscheidend mit geprägt hat.

Der Anfang und die Folgen

Die »Sozialstudie Westend«, die das Sozialreferat der Landeshauptstadt München 1978 herausgegeben hat, erkennt im Westend ein typisches Stadterweiterungsgebiet des 19. Jahrhunderts, das keinerlei gewachsene dörfliche Strukturen, keinen gewachsenen Ortskern zum Beispiel, aufweist. Um 1740 gab es oberhalb der späteren Theresienwiese nicht einmal eine Siedlung. Waldflächen und Felder prägten den westlichen Stadtrand. Nahe der heutigen Hackerbrücke stand über 400 Jahre lang der städtische Galgen der erst 1808 entfernt wurde. Als es Anfang des 19. Jahrhunderts in der Innenstadt langsam eng wurde, zogen zunächst Brauereibetriebe an den Stadtrand. Einige bauten ihre Keller an die westliche Isarhangkante. Joseph Wiedenbauer vom Spatenbräu war 1804 einer der ersten, es folgten 1808 der spätere Hackerkeller und 1812 der »Bavariakeller«, in dem König



Links: Schäfflertanz in einem Genossenschaftshof. Rechts eine Straßenszene um 1920.

Max am Oktoberfestsonntag 1815 mit seinem Gefolge sogar frühstückte. Während die Bierkeller am Rand der Theresienwiese immer mehr Gäste anzogen und zu einem beliebten Ausflugsziel avancierten, wuchs dahinter die Vorstadt in die Höhe. Die Bierfabriken zogen in den folgenden Jahren weitere Gewerbe an, aber auch der Ausbau der Bahnlinie beförderte die Ansiedlung zahlreicher Industrien. Aus dem nahen und weiteren Münchner Umland, vor allem aus Niederbayern und der Oberpfalz, zog es die Tagelöhner und Arbeiter hierher, wo sie sich Lohn und Brot erhofften. Die Bevölkerung wuchs rasant: 1000 Menschen lebten 1870 auf der Sendlinger Haide, 7500 waren es 1880 und zehn Jahre später 22.000 (Das Westend, 2005).

August Kühn: Chronist des Westends

Zwischen rauchenden Schloten, Lärm und Abfall lebten die Zugezogenen zunächst unter erbärmlichen Bedingungen. August Kühn, der als Poet der kleinen Leute die Geschichte des Westends in seiner Familiensaga »Zeit zum Aufstehn« niedergeschrieben hat, berichtet von seinem Urgroßvater August Kühn, der es sogar noch einigermaßen gut getroffen hatte, als er aus Franken nach München zog und dort seine erste Bleibe im Dachgeschoss eines alten Bahnwärterhäuserls fand: »Der Raum oben war niedrig, man konnte nur in der Mitte, unter dem Firstbalken, aufrecht stehen. Durch eine Luke an der Stirnwand fiel das Licht spärlich auf einen Strohsack über einem Bettgestell. Danaben war eine schwer beschlagene Kiste mit einer eisernen Schüssel darauf. ›Da schläft schon ein anderer Kostgänger. Wir stellen ein zweites Bett herauf und wenn es sein muss, teilen wir den Boden mit einem Rупfenvorhang ab, damit jeder seinen Schlafplatz für sich hat.‹ [sagte die Vermieterin]« (Kühn, S. 28).

Später fand Urahn Kühn eine bessere, wenn auch feuchte Unterkunft in einem der eilig hochgezogenen Wohnhäuser zwischen den Fabriken. Seine Kinder litten unter dem Ruß und giftigen Dämpfen. »Die beißenden Qualmwolken, die der Wind von der Teerpappenfabrik herüberwehte, hatten [Karli] die zarten Schleimhäute entzündet. Seit die Säurefabrik weg war, hat sich die Luft zwar etwas gebessert, aber schon gab es eine neue Quelle des Unbehagens im Viertel. Eine Gummi- und Guttaperchafabrik war hier ansässig geworden, verbreitete immer öfter schweflige Dämpfe in ihrer Umgebung.« (Kühn, S. 130) Die Fassfabrik Drexler, die Latrinen-Reinigungs-Anstalt Josef Holzapfel, die Gummiwarenfabrik Metzler oder die Dampfsägerei von Anton Hauber gehörten zu den großen Betrieben damals, unzählige kleine Handwerker hatten sich zusätzlich noch in Hinterhöfen und Schuppen eingeknistet. »Im Viertel raucht und qualmt es, überall ist Hämmern, Klopfen und Sägen zu hören [...]«, (Günther Gerstenberg in: Das Westend, 2005).



In der Nähmaschinenfabrik Strobl waren während des Ersten Weltkriegs viele Frauen beschäftigt.

Kirchen, Schulen und Mietshäuser wurden gebaut, deren aufwändig gestaltete Fassaden mit Erkern und Giebelchen meist nur über die ärmliche Ausstattung dahinter hinwegtäuschten. Im Westend wurden Kinder einer Arbeiterdynastie groß, schreibt Sabine Riedel 2002 in der »Zürcher Zeitung«, »die selbstbewusst genug war, ihre eigenen Reviere zu schaffen: politische Debattierzirkel, Gesangs- und Turnvereine, Unterstützungsvereine für Kranke. Es gab eine Kasse fürs Sparen und eine fürs Sterben und der Papa, Heizer, später Lokomotivführer, erkaufte sich mit wenigen Reichsmark die Aussicht auf eine bessere Wohnung.«

Selbstbewusstes Proletariat

Heute noch prägen die mächtigen Blöcke der Genossenschaften das Gesicht des Viertels. Sie erzählen vom erwachenden Selbstbewusstsein eines Proletariats, das sich – vom Gedanken der Solidarität getragen, zusammenschloss, um selber für menschenwürdigen Wohnraum zu sorgen. August Kühn berichtet vom Richtfest des ersten Genossenschaftshauses im Viertel: »Zünftig, lobte der alte August Kühn, »ihr Jungen werdet richtig Eingesessene«. Er hatte es sich nicht nehmen lassen, mit Gustl und Anni zum Richtfest der ersten Firste zu kommen, unter denen bald die Mitglieder der Arbeiter-Wohnungsgenossenschaft Ludwigsvorstadt ihr Zuhause finden sollten. [...] Auch ein alteingesessener Dreiquartelprivatier stolzierte auf der Baustelle herum, »Respekt, Respekt! Jetzt werdet ihr uns Hausbesitzer bald nicht mehr brauchen«, brummelte er vor sich hin. Seine Anerkennung nahmen die Genossenschaftsmitglieder gelassen an. Wussten sie doch selbst, dass in dem Neubau zu jeder Wohnung eine einliegende Toilette gehörte — in den meisten Miethäusern im Viertel teilten sich die Bewohner eines Stockwerks einen Wasserhahn und ein Klosett. Gasbeleuchtung sollten die Häuser bekommen, sobald die Leitungen in die Schwanthalerhöhe heraus reichten. Jede Partei würde zur Küche noch zwei Zimmer haben, drei lichte Höfe zum Wäsche aufhängen und für die Kinder als Spielplatz würden da sein.« (Kühn, S. 243) 1911 bezogen Mieter die ersten Wohnungen der Genossenschaft in der Tulbeckstraße 42–50. Zahlreiche weitere Gebäude folgten.

Trotz dieses selbst organisierten Fortschritts war das Westend den Bürgern im Zentrum ein Dorn im Auge. So beklagen die »Münchener Neuesten Nachrichten« vom 14. 12. 1927 den erbarmungsvollen Zustand der Straßenverhältnisse und die verwahrlosten »Kriegsgärten«, die sich damals noch auf dem ehemaligen Zirkusplatz vor dem Hackerkeller befanden und in denen die Bewohner Obst und Gemüse anbauten. Für Ordnung und Sauberkeit sorgte endgültig die Naziartei: »Mit der Beseitigung der letzten Vorgärten an der Astallerstraße zwischen Landsber-

ger- und Westendstraße wird das Stadtbild an Schönheit und Saubereit gewinnen«, notiert die »Münchener Zeitung« am 3. 12. 1936 erleichtert.

Dabei war beileibe nicht alles schlecht im Westend. Auf der Höhe gab es nicht nur Arbeit, Wohnungen und Gaststätten, sondern auch zahlreiche kulturelle Angebote. Immerhin ist das Westend das einzige Münchner Viertel, für das Georg Freundorf, Komponist beliebter Zitherweisen, einen heute noch gern gespielten Marsch geschrieben hat, den »Schwanthalerhöher«. 1908 ließ die Stadt München hinter der Bavaria einen Ausstellungspark errichten, die Architekten Heilmann und Littmann bauten hier sogar ein Künstlertheater, in dem ab 1908 regelmäßig Aufführungen stattfanden und das 1944 bei Luftangriffen unwiederbringlich zerstört wurde. Mindestens vier Kinos gab es Ende der 1920er Jahre, deren Programm immer wieder einmal der Zensur zum Opfer fiel – die aber dennoch zum Teil bis in die 1970er Jahre unverdrossen weitermachten: 1927 eröffneten an der Gollier- Ecke Ligsalzstraße die Merkur-Lichtspiele, mit 900 Plätzen damals das zweitgrößte Münchner Kino. Und auch das Ganghofer-, Westend- und Edenkino erfreuten sich großer Beliebtheit. Nach dem Krieg wurde im Westend sogar ganz großes Kino gemacht. Ab 1952 zog die Carlton Filmgesellschaft in das ehemalige Rupertusheim in der Tulbeckstraße und drehte dort zahlreiche bekannte Spielfilme. »Im weißen Rössl« zum Beispiel oder »Königswalzer«.

Traum von der autogerechten Stadt

Trotz solcher kulturellen Highlights – das Westend konnte sich lange nicht von einem gewissen Schmuttelimage befreien. In einer Glosse anlässlich eines Brands in der Gummifabrik Metzeler 1954 versucht »Münchener Merkur«-Autor Herbert Schneider eine Ehrenrettung: »Ferner entspricht es nicht den Tatsachen, dass aus den Kellerfenstern mit Messern auf unschuldige Passanten gestochen wird, daß einem die Schuhbandl unterm Gehen gestohlen werden, oder daß es empfehlenswert sei, vor dem Betreten eines Lokals den Hut durch die offene Tür zu halten, um festzustellen ob scharf geschossen werde.« Und dokumentiert damit doch vor allem den schlechten Ruf, der dem Stadtteil damals anhaftete. Ob es am negativen Image lag, dass in den folgenden Jahren das Westend einen regelrechten Exodus erlebte oder an der Tatsache, dass in der Nachkriegszeit die Mieten für die Alteingewohnten, die nicht das Glück hatten, in einer Genossenschaftswohnung zu leben, unbezahlbar wurden – darüber gehen die Meinungen der Experten auseinander. (siehe auch: J. Urich, S. 206, Stuttgart 1976).

Tatsächlich wanderten immer mehr bundesdeutsche Bewohner ab – während in der Folge immer mehr »Gastarbeiter« zuzogen. Die Neuankömmlinge boten einigen Vermietern eine willkommene Gelegenheit, heruntergekommene Unterkünfte zu Höchstpreisen zu »vergolden«. Diese hinsichtlich ihrer Unterbringung eher ungastlich empfangenen Zuzügler arbeiteten bei Metzeler, in der Fassfabrik Drexler oder in der Nähmaschinenfabrik Strobel. In den 1960er Jahren war Metzeler der größte Arbeitgeber des Viertels: 3000 Menschen waren hier beschäftigt. Während die Bevölkerungszahlen im Westend zwischen 1955 und 1970 zurückgingen, boomte die Münchner Innenstadt. Vor allem der Individualverkehr wurde zunehmend zum Problem. Heute wundern wir uns über die Radikalität der verkehrspolitischen Visionäre jener Jahre. Ganze Häuserzeilen zwischen Gollierplatz und Heimeranplatz mussten weichen, um dem Mittleren Ring Platz zu machen. Eine Schneise, die den Stadtteil über Jahre hinweg in zwei Teile dividierte und deren Folgen bis heute nicht ganz geheilt sind. Die Abgase der Autos gesellten



Anna Weber (rechts), langjährige Wirtin der legendären Hohenburg im Gespräch mit einer Nachbarin. Bis 1933 prägten liebevoll bepflanzte Vorgärten das Straßenbild. In der Hohenburg trafen sich – ebenfalls bis zur Machtergreifung 1933 – die Mitglieder der Kommunistischen Partei.



Großbrand in der Gummifabrik Metzeler am 29. Oktober 1954.

sich zu den Schadstoffen, die die ansässigen Fabriken in die Luft bliesen. Schriftsteller August Kühn erinnert sich an einen Sonntag im Jahr 1974: »Heinz ging mit den Kindern auf die Kazmairwiese. Wohin sonst, das war der einzig grüne Fleck im ganzen Viertel, die Wies'n eingeschlossen, auf der das Gras zwischen den Betonpisten der Oktoberfeststraßen und Parkplätze so mager und giftig wuchs, dass es gerade noch reichen würde, eine Kuh zu vergiften, wenn es noch Kühe in der Stadt gäbe. So mussten sich also Hunde und Kinder der Schwanthalerhöhe den Fleck von baumumstandenen Rasen teilen, zwischen dem Industriegleisanschluss, Lagern, der Gummifabrik und dem Fabrikbau, aus dessen Schloten diese Idylle mit Ruß versorgt wurde, der den Sand im Spielplatz in einem Jahr dunkel färbte wie die Fensterrahmen daheim. Einige Bänke luden auch ältere Spaziergänger dazu ein, ihren Rundgang zu unterbrechen, dem Nachwuchs aus dem Viertel beim Turnen an den beiden eisernen Klettergerüsten zuzuschauen, deren abgeschabte Farben den Rost durchließen.« (Kühn, S. 454)



Vorstadtidylle westlich von München um 1850. Zwanzig Jahre später begann die rasante Besiedlung.

Neue Ziele nach der »Nilpferdstudie«

1975 konstatiert die »Süddeutsche Zeitung«: *Das Westend ist immer noch vorwiegend Wohngebiet mit Kleinindustrie und Gewerbe in den Höfen. Die Mieten sind günstig, die Gastarbeiter in der Überzahl, es fehlt an Erholungsflächen, Schulen und Kindergärten. Unter den noch verbliebenen Einheimischen gibt es viele Alte, zu wenig Junge.*« Aufgrund der alten Straßenblockstruktur, schreibt Peter M. Bode weiter, sei das Gebiet »zu gut für den Verkehr erschlossen, was es interessant für die nachdrängende City macht, die ihre klobigen maßstabzerstörenden Betonsignale am östlichen Rand des Westends schon hochwuchern lässt: Biergärten mussten dafür weichen.« Bode beruft sich in seinem Beitrag auf die Ergebnisse der »Nilpferdstudie«. Eine Planungsgruppe, die sich nach den behäbigen Tieren genannt hatte, widersprach mit dieser Studie 1975 den von den Stadtplanern bislang präferierten Zielen. Verkehrsberuhigung statt Verkehrserschließung, Instandsetzung unter weitgehender Mieterbeteiligung statt Cityerweiterung schrieb sie den Verantwortlichen ins Aufgabenbuch.

Eine Bewohner- und Arbeitnehmerbefragung des Sozialreferats der LH München ergänzte 1977 die Ergebnisse der ersten Untersuchung und kam ebenfalls zum Schluss, dass eine sozialverträgliche Instandsetzung des Viertels dringend geboten sei. 85 Prozent der Wohnungen hatten keine Zentralheizung; 20 Prozent waren ohne Bad und WC. Es fehlte an Grün ebenso wie an Freiräumen für Kinder und Jugendliche. Am 20.6.1979 war es endlich soweit. Der Stadtrat beschloss, mit den Sanierungsmaßnahmen zu beginnen. Die Münchner Gesellschaft für Stadterneuerung hatte erste Erfahrungen mit der Stadteilerneuerung bereits in Haidhausen sammeln können. Während dort die Sanierungsphase in den ersten Jahren von vehementen Protesten begleitet war, ging es im Westend, abgesehen von Einzel-



Jahrelang war der Bavariapark kaum zugänglich. Heute gehört er als grüne Oase den Stadtbewohnerinnen und -bewohnern.

aktionen, erstaunlich friedlich zu. Unisono bestätigen alle Zeitzeugen aus Bezirksausschuss und MGS, dass man stets versucht habe, Kompromisse zu finden. Die »Lehrjahre« in Haidhausen kamen der MGS da sicherlich zugute.

Erfolgreiche Kooperation statt Konfrontation

Im Westend setzte man von Anfang an auf die Zusammenarbeit mit BA und Mietern – auch wenn manchen Engagierten die Beteiligungsmöglichkeiten nicht weit genug gingen und Einzelne gar vermuteten, die MGS würde mit Tricks arbeiten, um ihre Planungen durchzusetzen. Vorwürfe, die – so Michael Hohenester, 15 Jahre lang Prokurist der MGS – vollkommen aus der Luft gegriffen waren. »*Es gab damals noch keine Erfahrung, wie Bürgerbeteiligung am besten organisiert werden kann. Alles was wir gemacht haben war »learning by doing«.*

Enttäuscht waren viele Alteingesessene über die Entscheidung der Stadt, den Bavariapark nicht zu erweitern. Viertelkenner und Stadtführer Heinz Schwedes (siehe Seite 38 ff.) erinnert sich in diesem Zusammenhang an eine Aktion, die den ansonsten für seinen Humor bekannten damaligen Münchner Oberbürgermeister Christian Ude ziemlich aufbrachte: »*Anlässlich der Eröffnung des Verkehrszentrums waren Hunderte von Demonstranten gekommen, um ihrem OB die rote Karte wegen der Bebauung des Bavariaparks zu zeigen.*« Auch Michael Hohenester (siehe Seite 4–5) erinnert sich noch gut an diese Auseinandersetzungen. »*Wir konnten die Enttäuschung der Westendler gut verstehen – andererseits müssen die enormen Kosten, die eine Sanierung verursacht, an anderer Stelle auch wieder aufgefangen werden.*« Zugute kam der städtischen Sanierung vor allem das große Engagement der Wohnungsgenossenschaft München-West, die die Bemühungen der Stadt durch Sanierung der eigenen Blöcke unterstützten. »*Die Genossenschaft hat dem Viertel Halt gegeben*«, meint Hohenester rückblickend.

2007 untersuchte Professor Rudolf Schäfer im Auftrag der Bayerischen Staatsregierung die Auswirkungen der Sanierung im Westend und stellt fest: »*Die Sanierung im Stadtteil Westend gehört nicht nur in quantitativer Hinsicht zu den großen Stadterneuerungsmaßnahmen; sie hat auch mit dem 1979 formulierten Gesamtkonzept schon frühzeitig einen komplexen Ansatz verfolgt, wie er heute für das Programm »Soziale Stadt« kennzeichnend ist. Dieses Gesamtkonzept konnte aus finanziellen Gründen nur schrittweise umgesetzt werden und ist auch heute noch nicht vollständig realisiert. Es lassen sich aber die folgenden weitgehenden Wirkungen feststellen: Die bauliche und städtebauliche Situation sowie die Versorgung mit Grün- und Freiflächen sind in den einzelnen Sanierungsgebiete-*



Graffiti in den 1990er Jahren.



Vergeblich wurde gegen den Abriss des Hauses Tulbeckstraße 14 demonstriert. Die Bausubstanz war zu marode. Die Stadt errichtete an dieser Stelle moderne Sozialwohnungen.

ten des Westends umfassend und nachhaltig verbessert worden. Die private und öffentliche Infrastruktur hat eine neue Qualität erreicht. Durch die Maßnahmen der öffentlichen Hand wurden auch private Aktivitäten außerhalb der förmlich festgelegten Sanierungsblöcke ausgelöst, die über die stadtweiten Erneuerungsprozesse hinausgehen und zu einer deutlichen Verbesserung des Quartiers beigetragen haben. Diese Verbesserungen sind zugleich sozialverträglich und behutsam durchgeführt worden. Die Gebietsaufwertung hat demzufolge nicht zu einer Verdrängung eingesessener Bewohner geführt. Vielmehr ist die Sozialstruktur des Westends inzwischen stabiler geworden. Die bauliche und städtebauliche Erneuerung hat auch zu einer neuen Qualität der Identifikation der Bewohner mit dem Stadtteil und den Quartieren geführt. Hierzu tragen auch die innovativen Ansätze der Beteiligung unterschiedlicher Bewohnergruppen des Stadtteils bei, insbesondere bei der Planung von Grün- und Freiflächen. Durch die Sanierung sind für das Wohnen unzutragliche Gemengelage bereinigt worden. Dabei sind aber die Belange der Betriebe nicht zuletzt durch die Bereitstellung des Ersatz- und Ergänzungsgebiets angemessen berücksichtigt worden.« Ein Lob also für gelungene Stadterneuerung (Städtebauförderung in Bayern, Wirkungsanalyse in Fallstudien, Berlin/München 2007).

Verwunschene Ecken und grüne Hinterhöfe

Wer heute durchs Westend bummelt wird staunen, wieviel Grün hier eingezogen ist. In Hinterhöfen und Durchgängen sind zahlreiche kleine Paradiese entstanden. Der Bavariapark, lange Zeit ein vergessenes und weitgehend ungepflegtes Areal hinter der Ruhmeshalle, lädt zum Joggen, Spielen und Spaziergehen ein. Und allen Unkenrufen mancher »Ur«-Einwohner zum Trotz gibts neben den schicken neuen auch die liebenswert »abgewrackten« Ecken, es gibt teure und billige Wohnungen. Es gibt Spekulanten, die Häuser verkommen lassen, um anschließend Luxuswohnungen daraus zu machen und es gibt doch mehr verantwortungsbewusste Vermieter, die ihre Häuser mithilfe der Stadt renoviert haben. Mittags sitzen junge Frauen im Businesskostüm mit ihren weißbehemdeten Kollegen in den zahlreichen Cafés und Kneipen und mischen sich vollkommen unbeeindruckt von Gentrifizierungsdebatten mit Senioren, Studenten und Arbeitern aus dem Viertel. Deutsche wohnen hier genauso gerne wie Migranten. 110 unterschiedliche Nationen hat Heinz Schwedes im Westend gezählt. Der Stadtteil auf der Schwanthalerhöf ist da und dort fraglos schicker geworden. Den spröden Charme, den wir am Westend so lieben, hat er sich – mit seinen Bewohnern – aber doch bewahrt. Sabrina Landes

DER STADTTEIL IN ZAHLEN

Fläche:

Der Stadtbezirk 8 erstreckt sich über eine Fläche von 207,02 Hektar.

Bevölkerung:

- Im 8. Stadtbezirk wohnten 2013 fast 30.000 Menschen.
- Davon hatten 66,6 Prozent einen Migrationshintergrund, 33,4 Prozent eine ausländische Staatsbürgerschaft.
- Der Anteil der Kinder und Jugendlichen bis 15 Jahren lag bei 15,8 Prozent.

Arbeitslosigkeit:

Seit 2005 ist der Anteil Arbeitsloser an der Bevölkerung im Quartier stetig gesunken. Von 8,3 (2005) auf 4,8 Prozent im Jahr 2013.

Weiterführende Informationen finden Sie beim Statistischen Amt der Landeshauptstadt München.

www.mstatistik-muenchen.de

Am Kiliansplatz Nr. 6 hatte die Stadt 1976 ihr erstes Stadtteilbüro eingerichtet. Gleich nach dem Studium begann Angelika Simeth hier mit ihrer Arbeit als Sozialpädagogin. Heute ist sie Stellvertreterin der Sozialreferentin.



Gespräch mit Angelika Simeth

Aufbruch in die **soziale Stadt**

Stadtdirektorin Angelika Simeth und Vertreterin der Sozialreferentin über ihre Zeit als Sozialarbeiterin im Stadtteilbüro.

Am Kiliansplatz hatte die Stadt 1976 ihr erstes Stadtteilbüro eingerichtet, als Keimzelle der anstehenden Sanierung. Mitarbeiter vom Sozial- und vom Baureferat wurden hier stationiert, um die Menschen im Westend auf die Veränderungen im Viertel vorzubereiten. Eine Aufgabe, die der jungen Sozialpädagogin Angelika Simeth wie auf den Leib geschneidert erschien, hatte sie sich doch schon während ihres Studiums mit sozialer Planung und Gemeinwesenarbeit beschäftigt. Nun konnte sie das theoretische Wissen praktisch anwenden. Neun Jahre lang war Angelika Simeth im Westend tätig, hat sich für die Belange der Menschen vor Ort eingesetzt. Anschließend war sie beteiligt am Aufbau des Münchner Modells der Selbsthilfeförderung und auch bei der Tagesbetreuung von Kindern leistete Simeth Pionierarbeit für die Stadt. Heute ist sie die Vertreterin der Sozialreferentin Brigitte Meier. Im Büro am Ostbahnhof empfängt sie die Besucherin.



Herzlich, uneitel und bestens vorbereitet. Mehr als 30 Jahre sind vergangen, seit die heutige Stadtdirektorin im kleinen Büro am Kiliansplatz besorgte Bürgerinnen und Bürger empfing, sich mit Vertretern von Bezirksausschuss und Bürgerinitiativen traf und mit den Referaten der Stadt auseinandersetzte. Aber die Erinnerungen sind noch lebendig:

In welcher Form konnten sich die Bürgerinnen und Bürger denn an der Planung beteiligen?

Die Sanierung begann mit dem Modellblock 23, zwischen Tulbeck-, Ganghofer-, Gollier- und Geroltstraße. Das Büro lag sehr günstig, rundherum gab es zahlreiche Infrastruktureinrichtungen und Treffpunkte. Auch der Gollierplatz befindet sich ganz in der Nähe. Da trafen sich auch damals schon die Menschen und kamen mit ihren Fragen und Anliegen in unser Büro. Von Seiten des Sozialreferats hätten wir uns eine wesentlich stärkere Bürgerbeteiligung gewünscht, wir hatten sogar geplant, in jedem Block Sanierungsbeiräte wählen zu lassen und die Bevölkerung an der Gestaltung ihrer unmittelbaren Wohnumwelt zu beteiligen.

Es gab selbstverständlich die gesetzlich vorgeschriebenen Erörterungsveranstaltungen, bei denen die Sanierungsbetroffenen angehört wurden. Auf diesen Veranstaltungen konnten Wünsche und Bedenken eingebracht werden. Vorab aber mussten die Menschen über die geplanten Maßnahmen informiert werden. Dazu haben wir Informationszettel entworfen – mit den Mitteln, die wir damals hatten: eine Fotografie und ein Plan vom Sanierungsblock wurde durchgepaust und fotokopiert. So produzierten wir kleine Faltblätter für jeden Block, die als Postwurfsendungen verteilt wurden. Darin haben wir erläutert, wie die Sanierung für den jeweiligen Block geplant ist, welche Mitwirkungsmöglichkeiten es gibt, wo sich das Stadtteilbüro befindet.

Mit welchen Fragen und Problemen kamen die Menschen zu Ihnen ins Stadtteilbüro?

Das waren ganz unterschiedliche und oft sehr persönliche Anliegen. Zu uns kamen zum Beispiel Mieter, die nicht in ihrer Wohnung bleiben konnten, weil eine Grundsanierung anstand. Wir haben miteinander Größe und Lage der Ersatzwohnung besprochen – die meisten Leute wollten ja im Westend bleiben. Diese Erhebungen waren für die Planung von Ersatzwohnraum wichtig. Die Stadt hatte damals bereits das Gelände der damaligen Fassfabrik Drexler, den Block 21, als Reserve im Auge und wollte natürlich wissen, wer in diese zu planenden Wohnungen einziehen soll. Es kamen aber auch viele ältere Menschen, die angesichts der anstehenden Veränderungen überlegt haben, ob sie nicht lieber gleich in ein Altenheim einziehen wollen – auch da war damals schon ein Neubau geplant. Darüber hinaus war das Stadtteilbüro Westend am Kiliansplatz auch ein Treffpunkt für eine Bürgerinitiative, die sich dafür eingesetzt hat, dass die Sanierung im Westend für die Bürgerinnen und Bürger so abläuft, dass die Mieten weiterhin bezahlbar sind, die sich aber auch um Einzelprojekte gekümmert haben. Ein Erfolg dieser Initiative war zum Beispiel der Erhalt des alten Drexlerwohnhauses.

Wie gestaltete sich die Zusammenarbeit mit den politisch engagierten Menschen im Westend?

Von Anfang an habe ich im Westend den Kontakt zu den sogenannten Schlüsselpersonen gesucht, um mit ihnen Interviews zu führen. Das waren nicht nur politische Akteure, sondern beispielsweise auch die Pfarrer der beiden Gemeinden, Schulleiter oder Leiterinnen von Kindertageseinrichtungen. Also Menschen, die im Stadtteil Einfluss haben, die mit den Anliegen der Menschen vertraut und hier



Das Westend ist kleinteilig und überschaubar geblieben und besticht durch seine soziale und kulturelle Vielfalt.

auch verwurzelt sind. In diesen Gesprächen haben wir viel über die Einstellungen der Bevölkerung auf der Schwanthalerhöf' gelernt. Ein ganz wichtiger Kooperationspartner aus dem Sozialbereich war für uns die Wohnungsgenossenschaft München-West. Die Wohnungen der Genossenschaft waren aus meiner Sicht damals schon ein Garant dafür, dass die Bevölkerungsstruktur des Westends erhalten bleiben konnte. Schließlich wohnten viele »Genossinnen und Genossen« in diesen großen Anlagen. Ein weiterer zentraler Partner war der Bezirksausschuss. Ich bin damals nahezu bei jeder Bezirksausschusssitzung dabei gewesen, um zu besprechen, wie es weitergeht, um Fragen zu beantworten und gemeinsam mit den Kolleginnen und Kollegen vom städtebaulichen Bereich Auskunft zu geben. Selbstverständlich waren wir auch in allen Bürgerversammlungen präsent.

Verlief die Kommunikation mit Bau- und Planungsreferat auch so reibungslos?

Anfangs war das schwierig. Das Städtebauförderungsgesetz hatte die Kommune ja dazu verpflichtet, im Rahmen der vorbereitenden Untersuchungen eine Bürgerbeteiligung durchzuführen. Diese Aufgabe hatte das Sozialreferat übernommen. Wir haben die Sozialstruktur erhoben, Bürgerinnen und Bürger befragt und die Ergebnisse in einer Studie vorgelegt. Aufgrund unserer Erhebungen haben wir uns dann allerdings auch in die bauliche Gestaltung des Ganzen eingemischt. Schließlich hatten wir herausgefunden, dass die Bürgerinnen und Bürger möglichst wenig Eingriffe in die baulichen Strukturen wünschen. Wir kannten ja die Wohnungen weil die Interviews vor Ort stattfanden. Für die Kollegen vom Baureferat war es keine Frage, dass man ein schlauchähnlich angeordnetes Bad herausreißen und neu organisieren muss. Oder dass »gefangene« Zimmer, die es damals sehr oft gab, feuerpolizeilich und bautechnisch nicht akzeptabel sind. Für die Mieterinnen und Mieter waren das schwere Eingriffe in die Grundrisse der Wohnungen, die sie zunächst mit Abwehr zur Kenntnis genommen haben.

Konnten Sie sich mit Ihren Vorstellungen durchsetzen?

Das Sozialreferat hat sich sehr stark als Anwältin für die Bedürfnisse und Belange der Betroffenen engagiert. Die Forderung, dass eine Maßnahme auch sozial verträglich gestaltet werden muss, führte aber auch dazu, dass Zeitpläne nicht eingehalten werden konnten. Aber das sind Konflikte, die sich bei jeder Sanierung ergeben und die notwendig sind, um zu guten Lösungen zu finden. Und es gab ja glücklicherweise auch die kollegiale Ebene im direkten Umgang miteinander. Man saß sich gegenüber am Schreibtisch, hat diese Fragen ganz normal miteinander besprochen und ich denke, wir haben es gut hingekriegt, von beiden Seiten. Bis heute habe ich zu einzelnen Kolleginnen und Kollegen von damals freundschaftlichen Kontakt. Auch das war das positive an unserem kleinen Büro vor Ort. Es hat eine menschlich-kollegiale Ebene ermöglicht und einen sehr offenen Informationsfluss und Meinungs austausch.

Das Sozialreferat hatte in seiner Studie zur Sanierung ganz konkrete Empfehlungen hinsichtlich der Sozialverträglichkeit gemacht ...

... Sie meinen den Sozialrahmenplan in dem die wichtigsten Punkte standen? Darin haben wir alle Forderungen aufgenommen, die unseres Erachtens politisch und auch gesetzlich durchsetzbar waren. Wir waren damals schon der Meinung, dass der Sozialrahmenplan die Grundlage für eine humane und ausgewogene Sanierung im Westend sein könnte. 1987 haben wir noch einmal die sozialräumlichen Folgen der Sanierung untersuchen lassen, mit einem grundsätzlich positiven Ergebnis vor allem hinsichtlich der sozialen Zusammensetzung der Bevölke-



rung. Hier hat sich auch die Tatsache positiv ausgewirkt, dass so viele Wohnungen im Westend in genossenschaftlichem Besitz sind. Heute erlebt dieses Wohnmodell wieder eine Renaissance, die vom Sozialreferat sehr unterstützt wird.

Während in Haidhausen Bürgerversammlungen von Sanierungsgegnern gesprengt wurden, schien der Prozess im Westend weitgehend friedlich zu verlaufen. Wie haben Sie das erlebt?

Nun, es gab schon sehr starke Äußerungen verschiedener Gruppierungen, die in der damaligen Stadtviertelzeitung publiziert wurden. Aber es gab eben andererseits viele Möglichkeiten zu diskutieren. Das lag auch an Einrichtungen wie dem Griechischen Haus, durch das wir die Chance hatten, mit den griechischen Familien, die damals im Westend waren, in Kontakt zu kommen. Auf der anderen Seite gab es die spanische Mission, auch hier fanden wir Ansprechpartner und Vermittler. Es wurde aber durchaus massiv gegen bestimmte Abrissmaßnahmen protestiert. An große Demonstrationen kann ich mich allerdings nicht erinnern.

Was haben Sie an Erfahrung aus den neun Jahren Arbeit im und für das Westend mitgenommen?

Schon zu Beginn stand für uns im Sozialreferat fest: Wir müssen einen Weg finden, dass soziale Belange selbstverständlich und frühzeitig in die städtebauliche Planung einfließen. Weiter war uns sehr wichtig, eine Brücke der Kommunikation zwischen den Professionen zu finden, denn auch die Kolleginnen und Kollegen der anderen Referate sehen nicht nur ihre Pläne, sondern können die Sorgen der Sanierungsbetroffenen gut nachvollziehen. Es hat allerdings Zeit gebraucht bis sich die Erkenntnis durchsetzte, dass die Sozialrahmenplanung mindestens den gleichen Stellenwert hat, wie die Grünflächenplanung oder die Verkehrsplanung. Die Erfahrung hat sehr schnell gezeigt, wie wichtig es ist, bei der Sanierungsplanung und -durchführung vor Ort präsent zu sein. Die Planerinnen und Planer müssen spüren, was im Viertel los ist und sie müssen persönlich vor Ort sein, wenn die Leute Fragen haben. Dafür braucht es im Stadtteil eine Anlaufstelle, die wesentlich zum besseren Verstehen zwischen Bevölkerung und Verwaltung beiträgt.

Wie beurteilen Sie heute die Entwicklung des Westends?

Ich gehe sehr oft und gerne durchs Westend und schau mir an, was sich hier so tut. In einigen Ecken hat sich kaum etwas verändert, an anderen sind ganz neue, ungewohnte Läden und schicke Lokale eingezogen. Die neu bebaute Theresienhöhe verändert natürlich die städtebauliche Struktur und die Sozialstruktur deutlich. Diese Veränderung hat sich nicht über das ganze frühere Sanierungsgebiet ausgebreitet. Da scheint es noch eine unsichtbare Grenze zu geben, hinter der es sehr lebendig und kleinteilig zugeht. Ich bin ganz froh, dass man mit der Entkernung der Blöcke nicht so weit gehen konnte, wie es anfangs geplant war. Diese noch kleinteiligen Strukturen machen den Charme des Viertels aus. Gewonnen hat die Schwanthalerhöf' vor allem durch das Verkehrskonzept und die gelungene Gestaltung von Grünanlagen und Innenhöfen. Äußerst positiv empfinde ich den offenen Bavariapark, der für das gesamte Viertel ein zusätzliches Stück Lebensqualität bedeutet. Interview: Sabrina Landes im Juli 2012.



Große und kleine Plätze in der Stadt erfüllen zahlreiche Funktionen. Sie sind Treffpunkte, Ruheoasen, Spielzonen und nicht zuletzt kleine Ökoinseln.

Der Landschaftsarchitekt und Grünplaner Ulrich Riedel ist einer von denen, die diese Biotopie für die Münchnerinnen und Münchner planen.

Mit dem Landschaftsarchitekten Ulrich Riedel durchs Westend

Ein Platz für **Nicos Opa**

Das Planungsreferat der Stadt München kümmert sich auch um die Grünplanung in den Münchner Sanierungsgebieten. Zufrieden sind die Planerinnen und Planer erst, wenn die Menschen vor Ort die neuen, grünen Räume mit Leben füllen.

Ulrich Riedel ist in Bewegung. Wo der Körper der durch den Stuhl erzwungenen Trägheit nicht entkommt, verleihen die Hände dem Gesagten Nachdruck, nimmt ein prüfender Blick die Besucherin ins Visier, um auszuloten, ob die Botschaft ankam. Bevor der Grünplaner zu erzählen beginnt, hält er kurz inne, lehnt sich zurück und man meint, Bilder vor seinem inneren Auge heraufziehen zu sehen, die dann als Geschichten aus ihm herausfließen. »Im Westend«, erinnert sich Riedel, »haben wir einen Mädchenspielplatz gemeinsam mit dem Baureferat geplant.« Mädchen der Hauptschule an der Ridlerstraße waren in die Planung mit einbezogen. Jede durfte sich »ihren« Traumplatz ausmalen. Später – als es um die konkrete Realisierung der zahlreichen Ideen ging, bekam jedes Mädchen eine Obstkiste in die sie zwei der wichtigsten Elemente ihrer Traumlandschaft bauen sollte. »Eines dieser Mädchen hat für ihr Modell aus einem himmelblauen Seidenfaden einen Basketballkorb und ein Volleyballnetz gehäkelt. Ich sehe das noch heute vor mir. Wunderbar!«

Riedel lächelt nicht nur. Er strahlt regelrecht von innen heraus und erzählt vom siebenjährigen Nico, der sich auf dem geplanten Spielplatz der Gemeinschaftsgrünfläche zwischen Schrenk- und Westendstraße einen Rodelhügel gewünscht hat. »Aber Nico, hab ich zu ihm gesagt, wir können hier keinen Rodelhügel bauen,



weil doch unter dem Spielplatz eine Tiefgarage sein wird. Da ist der Rodelhügel zu schwer.« Nico aber blieb hartnäckig. Gegen den Rat der Planer baute er unbeirrt ein Modell des Rodelhügels in seine Obstkiste. Und dann sah sich der Planer das Bauwerk von Nico doch noch einmal genauer an. Oben, auf der Kuppe des kleinen Berges hatte er einige bunte Steinchen gesetzt. Was das sei, wurde Nico gefragt. »Mein Opa. Mein Opa muss immer dabei sein«, erklärte Nico. »Nun und dann haben wir eben einen Platz für Nicos Opa gebaut.« Ulrich Riedel könnte hunderte solcher Geschichten erzählen.

Begegnungen, die ihn und seine Kollegen Dinge in neuem Licht betrachten ließen. »Immer lernen wir dazu«, sagt er. »Und das gute an meiner Arbeit ist, wir dürfen uns als Planer im Bereich der Stadtsanierung mehr Zeit nehmen, um die sozialen, kulturellen, ökonomischen und ökologischen Besonderheiten eines Stadtteils zu verstehen, um mit den Menschen vor Ort ins Gespräch zu kommen und sie als Betroffene zur Mitwirkung bei der Sanierung anzuregen.« Seine Rolle? »Die Landeshauptstadt stecke den Rahmen ab«, sagt er. »Planerinnen und Planer kümmern sich darum, dass Ideen in konkrete Projekte münden und umgesetzt werden und machen den Beteiligten dabei auch klar, dass wir kein Füllhorn ausgießen können.«

Das klingt fast ein wenig zu bescheiden – denn tatsächlich betreut das Referat für Stadtplanung und Bauordnung gemeinsam mit der MGS die Grün- und Freiraumplanung in sämtlichen Sanierungsgebieten. Riedel ist also von Anfang an in die jeweiligen Vorhaben eingebunden. Und wenn er das von sich selber auch niemals so sagen würde – im Laufe der vergangenen 24 Jahre hat er zahlreiche Spuren in den Sanierungsgebieten Münchens hinterlassen. Jenen im Westend folgen wir an einem kühl-verregneten Herbsttag.

Einigermaßen warm verpackt wartet Ulrich Riedel schon vor der Pfarrkirche St. Benedikt in der Schrenkstraße. Er sei – erklärt er der unpünktlichen Begleiterin

Der siebenjährige Nico wünschte sich einen richtigen Rodelhügel mit Bank für den Opa. Der Hügel ließ sich nicht verwirklichen. Aber einen schönen Garten für Nicos Opa hat die Stadt gebaut. Ein Idyll aus Rosen und Buchsbaum, neben der Kirche St. Benedikt. Setzt man sich auf die Bank am Zaun, dann hat man auch den Spielplatz im Blick.

Zwischen Schrenk- und Westendstraße entstand im Zuge der Sanierung eine Gemeinschaftsgrünfläche mit unterschiedlichen Nutzungsbereichen.

Ohne größere Umwege können die Westendler von der Westend- in die Landsberger Straße gehen. Die »Sichtachse« wird durch die Pflasterung des Übergangs in der Westendstraße verlängert.



Im Bild oben öffnet sich der Blick zur Westendstraße, unten im Bild die umgekehrte Perspektive Richtung Landsbergerstraße.

freundlich und ohne Vorwurf – grundsätzlich etwas früher da. »Sanierung«, beginnt Riedel, ehe noch weitschweifige Entschuldigungen vorgetragen werden können, »ist immer vom Zeitgeist geprägt. Anfangs waren es die Ideen der 1968er- Generation, die uns bei den Planungen beeinflusst haben. Die gemeinschaftliche Nutzung von Plätzen war damals ein zentrales Anliegen. Heute wissen wir, dass unterschiedliche Gruppen ihre persönlichen Rückzugsorte brauchen. Grenzen müssen erkennbar sein, ohne zur Ausgrenzung zu führen. »Der Platz hier«, Riedel deutet auf Kirche und Jugendzentrum, »ist ein Beispiel, für diesen Gedanken.« Vor den Räumlichkeiten der bis Ende 2014 in dem Flachbau mit untergebrachten Stadtteilbibliothek, hatte man beispielsweise einen Lesegarten eingerichtet, in dem an warmen Tagen in Ruhe draußen geschmökert werden konnte. »Als verbindendes Element zwischen den unterschiedlichen Räumen«, – wir umrunden den Flachbau –, »haben wir eine Sichtachse geschaffen, die die Ganghoferstraße mit den Gebäuden an der Landsbergerstraße verbindet. Rechts und links gibt es verschiedene Nutzungszonen.« Riedel eilt am Multikulturellen Zentrum vorbei: Gegenüber – durch hohe Gitter geschützt – ein Aktionsraum für Jugendliche, dann der Spielplatz, mit dem dominierenden Klettergerüst und einem Matschgarten. »Und hier«, Riedel wendet sich zur Kirche hin, »neben St. Benedikt, der Opagarten!« Meine Irritation bemerkend erklärt er: »Ich hatte Ihnen doch von Nicos Rodelhügel erzählt. Den konnten wir ja leider nicht bauen. Aber einen Platz, an dem sein Opa, mit anderen Seniorinnen und Senioren gemütlich sitzen kann, mit Blick auf den Spielplatz und trotzdem geschützt, das ließ sich realisieren.«

Ein schmaler Weg führt in ein rechteckig angelegtes Gärtchen. Im Sommer blühen Rosen zwischen den Buchsbäumchen, gemütliche Bänke laden zum Rasten ein, der umgebende durchbrochene Holzzaun verleiht dem Ort einen intimen Charakter. Der wuchtige Brunnen neben dieser kleinen Laube stört das ästhetische Empfinden des Landschaftsarchitekten zwar ein wenig – doch mit einer Handbewegung wischt er die Skepsis beiseite: »Es war schön, dass die Kirche sich an der Gestaltung dieses Gemeinschaftsgrünfläche mit beteiligt hat.« sagt er. Und so wacht nun das mächtige Auge Gottes in Brunnenform über die Besucher des Platzes.

»Lernen« ist Ulrich Riedel wichtig. »Aneignung« und »Beteiligung« sind zwei weitere zentrale Begriffe für ihn, die einiges über seine grundsätzliche Haltung aussagen. »Planung muss für die Menschen da sein«, findet er. Nicht der Mensch für die Planung. Demut ist daher auch eine der Tugenden, die den Grünplaner Ulrich Riedel auszeichnen. Er kann sich zurücknehmen, ein Projekt »loslassen«, kann es den Nutzungsinteressen derer übereignen, die hier wohnen. Geduld ist eine weitere wichtige Eigenschaft, die ihm seine Arbeit erleichtert. »Damit Parks, Innen-



Ein gemeinsamer Spielplatz verbindet zwei gegenüberliegende Häuser, die ihre Gärten lieber ausschließlich für die jeweiligen Bewohnerinnen und Bewohner nutzen. Durch Tore gelangen die Mieterinnen und Mieter von beiden Seiten in die Spielanlage.



höfe und Plätze wirklich als öffentliche Freiräume »funktionieren« können, müssen Bewohnerinnen und Bewohner von Anfang an in die Planung mit einbezogen werden.« erklärt er. Dazu brauchen alle Beteiligten Zeit.

Die gelungenen Details sind es, die den Experten am Ende glücklich machen. Die grüne Ecke vor dem Selbsthilfzentrum im ehemaligen Tröpferbad zum Beispiel oder der gepflasterte Weg über die Westendstraße. »Scheinbar eine Kleinigkeit, aber gerade deshalb ein schönes Beispiel für die gute Zusammenarbeit mit den jeweils beteiligten Referaten. In diesem Fall das Baureferat, das sich bereit erklärt hat, diesen Straßenabschnitt als Fußgängerüberweg zu pflastern und damit den Gedanken der vorher erwähnten Sichtachse aufzugreifen und in den Straßenraum hinein zu verlängern.«

Unser nächstes Ziel, verrät Riedel, seien einige »Idyllenhöfe«, als Beispiele – denn diese Höfe sind mittlerweile zahlreich im Westend. Wir queren einen Eingang in der Schwanthalerstraße 155 – hier hat die MGS neu gebaut. Statt einer großen Gemeinschaftsfläche sind zwei durch Gitterzäune abgetrennte begrünte Höfe zu sehen, von denen jeweils Türen zu einem gemeinsamen Kinderspielplatz führen. »Zunächst hatten wir hier gemeinsam mit dem Baureferat Gartenbau eine größere Gemeinschaftsfläche angelegt, die aber immer wieder zerstört wurde. Es gab Stress, die Fläche verwahrloste. Dreimal haben wir den Hof wieder hergerichtet, bis wir herausfanden, was der Hintergrund für den Vandalismus war: Zwischen den beiden Häusern herrschte Feindschaft. Seit jede Hausgemeinschaft ihren eigenen Gartenraum besitzt, hat sich die Lage entspannt. Und den Spielplatz

Natur und Bewohner erobern die Freiräume, die durch die Sanierung entstanden sind. Ein schmaler Spalt in einer hohen Mauer, Wuchernde Ranken wilden Weins, vier Stühle und ein Tisch sind perfekte Zutaten für eine verträumte Ecke.



Natur inspiriert: Die Mieter eines Hauses, dessen Besitzerin sich der Hoföffnung nicht anschließen wollte, zaubern mit Blumenkästen und einer Biergartengarnitur Leben in den Hinterhof.



nutzen mittlerweile neben den beiden Häusern auch die umliegenden Anwesen vollkommen problemlos gemeinsam.«

Das Gespenst der Verwahrlosung ist der Schrecken des Grünplaners. Sind die ersten Spuren einmal da, dann führt dies zu einem Dominoeffekt. »Der ganze Platz kippt.« Genau dies zu verhindern ist das Ziel der Experten von der Stadt. Viele Details sind zu beachten: Das Licht beispielsweise. Ist es zu dunkel, dann trauen sich die Leute nicht, einen Weg zu benutzen. Wege ohne sichtbaren Ausgang laden ebensowenig zum Hindurchgehen ein. Genau das aber ist erwünscht. Denn wo viele Menschen unterwegs sind, wo gespielt, geratscht oder einfach gefaulenzt werden kann, stellt sich ein soziales Gleichgewicht, das Gefühl von Miteinander und Gemeinschaft ein. Ulrich Riedel freut sich daher über die kleinen und größeren »Nutzungsspuren«, mit denen die Bewohner zeigen, dass Ihnen das, was die MGS gemeinsam mit der städtischen Verwaltung gebaut hat, gefällt.

Wir spazieren durch die Höfe an der Tulbeckstraße 19, Block 10 auf der Karte der Planer. Durch einen etwa meterbreiten Spalt in einer hohen Mauer, die nicht weggerissen werden durfte, fällt Licht auf einen weißen Plastiktisch mit vier Stühlen, die auf eine selbstgebaute kleine Terrasse aus Holzkisten gestellt wurden. »Sehen Sie!« ruft Riedel begeistert wie ein Archäologe, der gerade eine Ton-scherbe ausgegraben hat. »Man muss den Menschen nur Zeit geben, dann erobern sie sich diese Räume zurück«, stellt er zufrieden fest und zeigt mir ein anderes Haus, dessen Besitzer bei der Sanierung dieses Komplexes nicht mitmachen wollte. Aber die Mieter haben sich von der grünen Idylle rundherum inspirieren lassen. Neben dem Hauseingang leuchten die gelben Blüten der Kapuzinerkresse, im Hof stehen Töpfe mit Blumen und Sträuchern. An die Hauswand wurde eine Biergartengarnitur gestellt. Wir treten wieder hinaus auf die Ganghoferstraße und wandern weiter durch grüne Hinterhöfe, über den neu ges-



Oben: Ein Brunnen als Oase für Jung und Alt. Während die Kinder sich im Wasser vergnügen, haben die Eltern Zeit fürs Gespräch.

Links: Wenn die Blätter fallen, verabreden sich die Mädchen lieber an wärmeren Orten. Im Sommer aber ist der Mädchenspielplatz ein beliebter Treffpunkt. Die Säule mit Mosaiken haben die Kinder selber gestaltet.

talteten Gollierplatz bis zu einer Brunnenanlage vor dem Pfarrheim von St. Rupert. Über mannshohe Stelen rinnt Wasser und sammelt sich in kleinen Becken. »Kinder lieben es, auszutesten, wie nah sie an die Stele gehen können, ohne nass zu werden«, hat Riedel beobachtet und zeigt am Pfarrheim vorbei. Die Säulen wandern weiter – in die Anlage hinein. Wir folgen ihnen und biegen am Ende des kleinen Wegs nach links ab. Wieder eine unerwartete kleine Parkanlage. Darin der Mädchenspielplatz. »Die Mädchen wollten zwei Bereiche haben, einen, um sich zurückzuziehen und einen sportlichen.«

Wir stehen jetzt im Aktivbereich. Eine Tischtennisplatte steht hier, zwischen zwei Stangen kann ein Netz für Volleyball oder Badminton gehängt werden. Daneben, durch eine Hecke getrennt, eine Ecke mit Sitzgruppen, Tischen und einer Litfaßsäule, die mit Bildern aus Mosaiksteinchen beklebt ist. Die Mosaiken hatten die Mädchen während des Spielplatzprojekts selber gemacht. Eigentlich hätten sie an den Rändern der Sitzbänke aufgeklebt werden sollen – »aber die Mädchen waren so stolz auf ihre Arbeiten, dass sie sie gar nicht hergeben wollten.« Einem Kollegen vom Baureferat Gartenbau kam die Idee: Eine kleine Litfaßsäule sei noch im Depot. Die könne man doch aufstellen und vor Ort bekleben, so dass die Mosaik auch für alle sichtbar seien.

Einige Mosaiksteinchen sind im Laufe der letzten Jahre herausgefallen. »Das müsste man mal überarbeiten« meint Riedel und lässt seinen Blick noch einmal über das Ensemble streifen. Zufrieden und irgendwie auch glücklich. Eine schöne Arbeit scheint das zu sein: Grünplanung für die Sanierungsgebiete der Stadt München. Interview: Sabrina Landes im Juli 2013.

Gemeinschaft **lebt vom Engagement**

Zahlreiche Bürgerinnen und Bürger engagieren sich für ein lebens- und liebenswertes Wohnumfeld. Bei aller Verschiedenheit der politischen Ansichten – all jene, die wir hier stellvertretend für die vielen Ungenannten porträtieren – einte und eint eine ganz besondere Liebe für »ihr« Viertel und die Menschen, die hier wohnen.

Sepp Thurner

Ein echtes Münchner »G'wachs«

Am 2. November 2013 verstarb Sepp Thurner, der im Westend aufwuchs und sich 25 Jahre lang im Bezirksausschuss für seinen Stadtteil engagierte. Der MGS erzählte Sepp Thurner noch aus seinem Leben auf der Schwanthalerhöf'.

Nur hundert Meter entfernt vom Seniorenheim, in dem er die letzten Jahre seines Lebens verbrachte, hatte Sepp Thurner im Jahr 1927 das Licht der Welt erblickt. Schon die Großeltern lebten im Westend und betrieben hier ein Wirtshaus. Nach der Schule machte Thurner eine Ausbildung zum Fernmeldetechniker. Kaum hatte er die Gesellenprüfung hinter sich, wurde er zum Militär eingezogen. Sechzehneinhalb Jahre war er alt, als er seine Sachen packen musste, um nach Wilhelmshaven einzurücken ...

»...Ich bin zur Ausbildung auf einen Zerstörer gekommen, vorher verbrachte ich einige Nächte in der Kaserne in Wilhelmshaven. Da hatte ich noch Zeit, meinen Eltern eine Karte zu schicken. Acht Tage später kam ein Brief aus München. Ich öffnete den Umschlag und fand darin eine Karte aus Wilhelmshaven von der gleichen Kaserne, in der ich mich befand. Vorm 1. Weltkrieg war mein Vater in dieser Kaserne gewesen. Auf den Krieg folgten vier Monate Gefangenschaft. 1946 bin ich wieder nach München gekommen. Die Eltern waren ausgebombt, die Wirtschaft am Eck war weg, es war nicht mehr das Viertel, in dem ich aufgewachsen bin. Dabei hat-

ten wir noch Glück: Die Hausbesitzerin besaß ein weiteres Haus, in dem wir unterkamen. Ich bekam eine Stelle als Fernmeldetechniker bei der Post – heute Telekom. 25 Jahre lang war ich dort Betriebsratsvorsitzender für alle Münchner Fernmeldeämter und konnte vielen Menschen helfen.

»Ich habe das Elend gesehen«

Der Grund für mein politisches Engagement ist einfach: In unserem Stadtviertel lebten Viele an der untersten Grenze. Jeder Pfennig, den ein Arbeiter oder Hilfsarbeiter für die Wohnung ausgegeben musste, fehlte an anderer Stelle. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie die Menschen hausen mussten. Dieses Elend hat mich sehr bewegt. Ich habe nach Möglichkeiten gesucht, etwas gegen die Missstände zu tun und bin schließlich zu den Sozialdemokraten gegangen, um mich dann vor allem für meinen Stadtteil einzusetzen. 41 Jahre lang war ich Mitglied des Bezirksausschusses, viele Jahre davon als Vorsitzender.

Mit den Kolleginnen und Kollegen der anderen Parteien bin ich dabei immer gut ausgekommen. Weggefährten, die heute noch politisch für das Stadtvier-



tel wirken, sagen mir oft: »Sepp, bei Dir waren der Mensch und die Sache das Wichtigste und nicht die Parteipolitik.« Und so war es auch. Ambitionen in den Stadtrat zu gehen, hatte ich eigentlich nie, weil ich als Bezirksausschussvorsitzender für meine Wohngegend mehr bewegen konnte. Als Stadtrat musst Du Kompromisse machen, kannst Dich nicht nur für Dein Viertel einsetzen, sondern musst gesamtstädtisch denken.

Das Westend ist ein klassisches Arbeiterviertel. Die Menschen, die hier wohnten, mussten hart arbeiten und hatten wenig Zeit, sich politisch zu engagieren. Später wurde das besser – aber in meiner Kindheit gab es hier im Westend zum Beispiel nur zwei einfache Volksschulen: die Bergmann- und die Ridlerschule, während es in anderen Stadtteilen längst Mittelschulen gab. Mein Anliegen, die Ridler-

Das Westend in den 1920er und 1930er Jahren, im Bild rechts eines von drei Kinos: die Westend-Lichtspiele. Daneben Mitglieder der Genossenschaft auf dem Weg zur 1. Mai-Kundgebung. Unten: Blick in den Biergarten an den Messehallen.



Schule zu einer Mittelschule zu machen, konnten wir schließlich über den Bezirksausschuss im Stadtrat durchsetzen.

»Vieles hat sich geändert!«

In den Wirtschaftswunderjahren nach dem Krieg kamen Gastarbeiter vor allem aus Italien und Griechenland zu uns. In die typisch bayerischen Kneipen, die es früher an jeder Ecke gab, zogen italienische, griechische und später auch türkische Wirte ein. Aber mein Eindruck ist, dass auch die alteingesessenen Schwanthalerhöher den »Fremden« sehr offen entgegengekommen sind. Wir haben diese Menschen nicht mit Verachtung angeschaut, sondern sie dabei unterstützt, hier heimisch zu werden. Und einige der alten Wirtschaften gibt es ja immer noch. Das Bürgerheim zum Beispiel. Das hat sich gehalten. Andere hat man im alten Stil wiederaufgebaut. Ich erwähne das, weil die Kneipenkultur im Westend eine wichtige Rolle spielt. Hier haben sich die Menschen in ihrer Freizeit getroffen und konnten sich zu erschwinglichen Preisen vergnügen.

Allerdings verkam das Westend mit den Jahren immer mehr. Deshalb war der BA 8 auch von Anfang an für die Sanierung und hat dieses Vorhaben der Stadt nach Kräften unterstützt. Die Warnungen anderer Bezirksausschüsse haben wir nicht ernst genommen. Wir wollten die Erneuerung unseres Stadtteils. Die Genossenschaften und die MGS haben uns



dabei unterstützt und dafür gesorgt, dass man sich hier wieder wohlfühlen kann. Wir hatten ja zum Teil haarsträubende Wohnverhältnisse.

Natürlich gab es auch Ängste bei den Leuten. Wir konnten aber die meisten davon überzeugen, dass die Veränderungen dem Stadtteil guttun werden. Es gibt immer Menschen, die meinen, es dürfe sich nichts verändern. Aber auch die Hartnäckigsten müssen heute zugeben, dass die Schwanthalerhöher durch die Sanierung gewonnen hat. Wenn ich zurückschaue, bin ich stolz auf unsere Arbeit in den vergangenen Jahren. Mit den Neubauten am alten Messegelände sind natürlich auch neue Bevölkerungsschichten zu uns gekommen, die andere Wünsche und Vorstellungen vom Wohnen haben als diejenigen, die hier aufgewachsen sind. Aber dennoch hat es sich gelohnt: In der Westendstraße beispielsweise mussten die alten Leute früher in den 1. oder 2. Stock aufs Klo gehen. Heute sind diese Häuser in einem ordentlichen und zeitgemäßen Zustand.

Schön ist auch, dass ein wenig mehr Grün bei uns eingezogen ist. Das

Westend gehörte früher zu den Stadtvierteln, die das wenigste Grün hatten. Durch das neue Wohngebiet, das nach dem Wegzug der Messe entstand, gibt es jetzt deutlich mehr Grünflächen bei uns. Wichtig war mir auch immer, dass der Messepark für alle offensteht. Dafür habe ich mich genauso eingesetzt wie dafür, dass es da heute wieder einen Biergarten gibt. Mit Münchner Einschlag unter Kastanien. Da können nicht nur die Senioren zu Fuß hingehen. Im Großen und Ganzen ist das Westend heute immer noch eher ein Arbeiterviertel. Dank der Genossenschaften gibt es bezahlbare Wohnungen und auch die städtischen Sozialwohnungen werden über viele Jahre preiswert bleiben.«

Gespräch: Karl Burger und Sabrina Landes im April 2012.

ZUR PERSON:

Für sein Engagement erhielt Josef Thurner das Bundesverdienstkreuz und die Medaille »München leuchtet«. Neben seiner Arbeit und dem politischen Engagement war Thurner auch viele Jahre aktiver Boxsportler.



Mechthild Kammerl

Mit Charme, Humor und Gottes Segen

Mechthild Kammerl kann reden wie ein Wasserfall und wenn sie von einer Sache überzeugt ist, dann setzt sie sich durch. Wenn es sein muss, gegen die eigene Partei.

Es duftet nach Kaffee in der über die Jahrzehnte mit zahlreichen Erinnerungsstücken gefüllten Wohnung in der Astallerstraße. Wir dürfen in der Küche Platz nehmen. Ein kleiner Balkon öffnet den Blick ins Grüne. Kaum zu glauben, dass hier einmal Mauern und betonierte Höfe das Bild prägten. Heute zwitschern die Vögel und die sommerliche Wärme streicht behaglich in die Küche hinein. Während die Gastgeberin den dampfenden Kaffee serviert, beginnt sie schon zu erzählen und wer jemals behauptet hat, die bayerische Mundart sei langsam und behäbig, kennt Mechthild Kammerl nicht. Wo ein anderer noch nach Worten fischt, hat sie schon eine Geschichte erzählt: im Galopp, pointiert

und humorvoll. Sie lässt ihren Gedanken Raum, spinnst komplizierte Nebenstränge und flicht kleine Anekdoten ein. Das Tonband hat alles protokolliert und ist Zeuge: Am Ende kommt die »Kammerl« – wie sie im Viertel respektvoll genannt wird – immer wieder zum Ausgangspunkt zurück. Der Faden geht ihr nicht verloren.

Eine eigenwillige Persönlichkeit war Mechthild Kammerl schon in jungen Jahren. Nach der Schule machte sie eine Lehre als Bankkauffrau mit besten Zeugnissen. »Da hätte ich sicherlich Karriere gemacht«, meint Frau Kammerl heute – wenn nicht die Liebe ihren Weg gekreuzt hätte. Ein Foto auf dem Küchentisch zeigt Otto

Auf dem Weg zur Wies'n – selbstverständlich im feschen Dirndl. Mechthild Kammerl hat Stil und Charakter. Um den Finger wickeln lässt sie sich nicht.

Kammerl als einen schlanken, intellektuell anmutenden jungen Mann – der lieber Literatur oder Philosophie studiert hätte. Das Schicksal hat ihm stattdessen die Übernahme der elterlichen Metzgerei in die Wiege gelegt. Kennengelernt hatten sich die beiden jungen Leute im gemeinsamen Heimatort in Dießen am Ammersee und irgendwann wagte es Otto Kammerl, seiner Mechthild die Ehe anzutragen, ohne den Haken an der Sache zu verschweigen: Die künftige Frau sollte eigentlich aus der Zunft kommen.

Mechthild bat sich eine kurze Bedenkzeit aus und entschied dann, die Bankkarriere an den Nagel zu hängen und das Metzgershandwerk zu lernen.

»Ich bin extra in die Schweiz gegangen, dort bekam man damals die beste Ausbildung«, erzählt Mechthild Kammerl von ihren Lehrjahren. Als Meisterin kehrte sie zurück und die Kammerls zogen bald darauf vom idyllischen Dießen ins Münchner Westend, um dort eine kleine Metzgerei zu übernehmen. Das reichlich heruntergekommene Haus in der Astallerstraße hatten Ottos Eltern nach dem Krieg günstig erworben.

Schnell sprach sich herum, dass es bei den jungen Metzgersleuten besonders feine Würste, Schinken und Steaks gab. Es dauerte nicht lange, da gehörten die Kammerls zum Viertel, wie die Augustinerbrauerei oder die Nähmaschinenfabrik Strobel. Sie arbeiteten, bildeten zahlreiche Lehrlinge aus, zogen zwei Kinder groß, feierten einmal im Jahr bis in die frühen Morgenstunden beim legendären Faschingsball der Zunft, belieferten die Honoratioren des Viertels und renovierten das in die Jahre gekommene Haus. Bis Otto Kammerl im Jahr 1981 krank

Mechthild Kammerl:
temperamentvolle
Mutter des Viertels.



wurde: Herzinfarkt. Schweren Herzens entschloss sich das Ehepaar, die Metzgerei nicht mehr weiterzuführen.

Als wären der Sorgen nicht genug, standen eines Tages auch noch drei Fremde im Innenhof des Kammerlschen Anwesens. Eine Begegnung die Mechthild Kammerl nie mehr vergisst: »Ich war gerade beim Fensterputzen, schau' zufällig in den Hof hinunter, da hab' ich sie gesehen.« Sofort sei sie in den Innenhof geeilt, um nachzufragen, was die ungebetenen Gäste auf ihrem Anwesen zu suchen hätten. Es waren Vertreter der MGS und des Planungsreferats, die sich ein Bild vom Viertel und von den zur Sanierung ausgewählten Blöcken machen wollten. Das Haus der Kammerls stand mitten im Sanierungsgebiet. Man kann sich die Aufregung der Hausbesitzerin vorstellen, die auf ihre Frage, was die Herrschaften hier zu suchen hatten, zur Antwort bekam, »Das wird alles entkernt und abgerissen!« – womit die verschiedenen Bauten und Verbauungen in den Hinterhöfen gemeint waren.

Am Nachmittag desselben Tages noch stand Mechthild Kammerl im Planungsreferat – bereit, ihr Hab und Gut zu verteidigen. Die Wohnungen habe sie gerade hergerichtet, das Hinterhaus saniert, neue Bäder eingebaut – einen Haufen Schulden gemacht. Ziemlich laut sei sie dabei geworden, manches böse Wort sei dabei wohl auch gefallen – und am Ende kamen noch einmal zwei Herren von der MGS, um das weitere Vorgehen mit ihr zu besprechen. »Im Nachhinein«, sagt Kammerl heute »waren wir dann aber sehr zufrieden. Denn glücklicherweise gab es die Herren Munderloh,

Burger und Dietl von der MGS, mit denen konnte man sprechen, die haben sich darum gekümmert, dass das alles im Guten und zum Nutzen der Mieter ablaufen konnte.«

Ein Hof für alle Bewohner

Doch bei aller Diplomatie: Seit der ersten Begegnung war Mechthild Kammerl auf der Hut. Es gab noch einige Auseinandersetzungen bis am Ende ein Kompromiss gefunden war, der allen Beteiligten entgegenkam, den Hausbesitzern, den Mietern und der Stadt. Das Rückgebäude durfte bleiben, dafür kamen die Mauern und die ehemalige Werkstatt weg – und die Stadt baute eine Tiefgarage für die Anlieger. Im Gegenzug warb Mechthild Kammerl bei den Nachbarn um das Konzept der Zusammenlegung und Begrünung der Hinterhöfe. »Ich hab mir das so vorgestellt wie in Berlin: Ein großer, begrünter Hof für alle Bewohner, mit Ecken zum Sitzen und einer Hollywoodschaukel, ein Ort zum Entspannen und Feste feiern.« Besonders stolz ist sie auf den Kindergarten, für den die Hausbesitzerin bei den umliegenden Bewohnern geworben hatte. Viele Mieterinnen und Mieter hatten sich damals gegen den »Kinderlärm« ausgesprochen, erzählt sie – und schüttelt verständnislos den Kopf.

Mechthild Kammerl ist keine Träumerin. Sie ergreift die Initiative, packt an und gestaltet mit. Nach der Aufgabe der Metzgerei ließ sie sich für die CSU in den Bezirksausschuss wählen, »um Politik für die Leut' zu machen«, wie sie sagt. Die Farbe des Parteibuchs war und ist der engagierten Frau dabei herzlich egal. Im Bezirksausschuss Schwanthalerhöf hat man sich ohne-

hin immer zusammengerauft und wenn es darum geht, Forderungen gegenüber der Stadt durchzusetzen, dann hält man zusammen. »In den Unterausschüssen haben wir uns gehakelt, aber nach außen sind wir immer als Einheit aufgetreten«, erklärt Kammerl die erfolgreiche Strategie des Bezirksausschusses Schwanthalerhöf.

Gemeinsam mit ihren roten und grünen BA-Kolleginnen und -kollegen sprach sie beispielsweise bei ihrem Parteikollegen Walther Zöller im Rathaus vor, um für einen Spiel- und Bolzplatz in der neuen Siedlung am ehemaligen Messegelände zu kämpfen. Mit Erfolg. Viele kleine Meilensteine für ihr Viertel konnte Mechthild Kammerl im Laufe der vergangenen Jahrzehnte setzen. Auseinandersetzungen ist sie dabei nicht aus dem Weg gegangen. Egal, ob es um Kindergärten oder um öffentliche Toiletten ging.

Der Kaffee ist längst ausgetrunken und weil die Sonne so warm herein scheint, beschließt Mechthild Kammerl, uns noch ihren Garten zu zeigen. Wo früher grauer Beton vorherrschte, haben jetzt blühende Sträucher und Bäume das Terrain erobert. Es gibt lauschige kleine Ecken, in die sich die Hausbewohner zurückziehen können. Im Sommer wird zwischen den Häusern gefeiert. »Wer bei mir wohnt, der möchte nicht mehr fort. Mir ist es wichtig, dass sich meine Mieter wohlfühlen.« sagt Mechthild Kammerl. »Schaun Sie nur, wie wunderbar die Leute ihre Balkone bepflanzt haben, das machen die alles selber. So schön ist das hier!«

Gespräch: Sabrina Landes im Februar 2012.

»Fürchtet euch vor Sturm und Wind und vor Menschen, die aus dem Westend sind« warnt Hugo Ilg mit einem Augenzwinkern. Er weiß: Das Westend wird oft unterschätzt.



Hugo Ilg

»Man lernt nie aus!«

Als Stadtrat und Mitglied des Bezirksausschusses hat Hugo Ilg Stadtviertelgeschichte mit gestaltet. Als Vertreter der CSU war der gebürtige Weilheimer dreißig Jahre lang Mitglied des Aufsichtsrates der MGS.

Den Umzug vom idyllischen Dießen am Ammersee ins Münchner Westend im Jahr 1954 erlebte Hugo Ilg als Kulturschock. Statt Wiesen und Obstbäume verstellten graue, heruntergekommene Häuser den Blick des Sechzehnjährigen. Armut und Elend hatten sich in den kriegsbeschädigten Wohnblocks eingenistet. Ungefähr 35.000 Menschen wohnten damals in diesem Stadtbezirk, die meisten von ihnen Arbeiter. Die Folgen des Krieges waren noch überall sichtbar.

Auch die Suche nach einem Job gestaltete sich zunächst enttäuschend – am Ende blieb der gelernte Mechaniker bei der Kirche »hängen«, wie er heute sagt. Nicht zu seinem Schaden, wie sich später herausstellte. In München gehalten hat ihn allerdings nur die Liebe – sonst wäre der Hugo damals wahrscheinlich doch wieder zurück nach Dießen gegangen.

»Zuerst hab ich meine Frau gefunden, dann meine Heimat« erzählt Hugo Ilg. »Meine Frau ist eine geborene Münchnerin, da hab ich kämpfen müssen, um von ihrer Familie anerkannt zu werden.« Leicht war es damals nicht, in der Landeshauptstadt und speziell im Westend Fuß zu fassen – noch dazu für einen »Zua-groasten« vom Land. Am Ende hat-

ten die späteren Schwiegereltern dann aber doch ein Einsehen und stimmten der Verhehlung zu, zumal da Hugos Engagement in der Kirche für einen einigermaßen vertrauenswürdigen Charakter sprach. Fast 60 Jahre ist das her – drei Töchter haben die Ilgs großgezogen, die ihnen wiederum sechs Enkelkinder geschenkt haben – die Urenkel werden wohl nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen.

Hugo Ilg kann zufrieden auf sein Leben und Wirken im Westend zurückschauen – das er bald nach seiner Heirat auch tatkräftig mitgestaltet hat. Und während den Besuchern schon feinste Gerüche aus der Küche in die Nase steigen, erzählt Ilg, wie er – ein Freigeist mit einem ausgesprochenem Hang zur eigenen Meinung – in die CSU kam. Nicht dass er etwas gegen die im Westend dominierenden »Roten« gehabt hätte – aber das Christliche lag ihm eben doch näher. Doch der Reihe nach:

Zwar war Hugo Ilg das politische Engagement schon in die Wiege gelegt worden – der Vater hatte einst in Dießen die CSU mitbegründet – aber besonders gereizt hat ihn das nie. Die Initiation kam mit der Einschulung der Töchter. »Die Schulen hier im Viertel

waren dermaßen heruntergekommen, alles nur dürrig hergerichtet – da hab ich mich gleich in den Elternbeirat wählen lassen. Und dann haben wir uns reingehängt und Druck gemacht, bis die Schulgebäude wieder hergerichtet waren.«

Einige SpezIn von Hugo Ilg waren bei den Christsozialen, die derart engagierte Mitstreiter gut brauchen konnten. Nach einigem Sträuben, »ich wollte lieber unabhängig bleiben«, ließ sich Hugo Ilg doch überreden, und trat 1974 der Partei bei. Für die Stadtratswahlen 1978 setzte man den Neuling auf einen aussichtslosen Listenplatz 45 – die Westendler häufelten »ihren« Hugo 25 Plätze weiter nach vorn, so dass der 35jährige Mesner mit einem Mal als Politiker im Stadtrat saß – wo er eigentlich nie hinwollte. Im selben Jahr begannen auch die Sanierungsarbeiten im Westend, die Hugo Ilg von nun an als Mitglied des Aufsichtsrats der MGS und als BAler miterlebt und mitgestaltet hat.

Ilg erinnert sich noch an die Häuser in der Ganghoferstraße stadteinwärts: Zwei Parteien teilten sich Bad und Toilette auf dem Flur. Da hatte sich seit der Jahrhundertwende kaum etwas getan. Das ganze Viertel war grau und trist. Doch erst mit dem Wegzug der Messe konnte es mit

Fassade des
Ridlerblocks
(Gollierstr. 81–91,
Astallerstr. 28–34,
Ridlerstr. 76–84).



der Sanierung losgehen. Das Viertel wurde – wie in Haidhausen – in Blöcke eingeteilt. »Es lag Vieles im Argen. Denken Sie nur an die Reifenfabrik Metzeler. Das hat manchmal so gestunken, dass man am Gollierplatz kaum Luft bekommen hat. Bürgermeister Gittl hat sich damals sehr dafür eingesetzt, dass die Stadt das Gelände kauft, um hier einen Gewerbehof für kleine und mittlere Betriebe zu errichten.«

Alte und Junge helfen sich

Hugo Ilg ist die Sache immer wichtiger als parteipolitisches Proporzdenken. Unabhängig von der Farbe des Parteibuchs waren sich im Bezirksausschuss Schwanthalerhöf' alle einig, dass die Mischung aus Wohnen und Arbeiten im Westend erhalten bleiben müsse. Man hat sich konstruktiv gestritten – das Wohl der Viertels stand an vorderster Stelle. Heute würde Ilg allerdings Einiges anders machen als damals. »Man lernt eben nie aus!« erklärt er. Die Entkernung der Innenhöfe beispielsweise würde er heute nicht mehr so radikal fordern wie noch vor zwanzig Jahren. »Ein gutes Beispiel sehen Sie in der Kazmairstraße 44. Da hat sich der Besitzer erfolgreich gegen die Entfernung eines Rückgebäudes gewehrt und selber renoviert. Heute ist das ein Juwel. Jammer schade, wenn das weggerissen worden wäre.«

Grundsätzlich ist Ilg aber sehr zufrieden mit den Ergebnissen: »Das Westend ist ein Wohngebiet geblieben, störende Gewerbe wurden verlagert, dafür gibt es nach wie vor zahlreiche kleinere Betriebe bei uns. Natürlich gibts auch da und dort geteerte Hinterhöfe aber die meisten

wurden begrünt, und sind heute idyllische Naturoasen mitten in der Stadt.«

Auch das Miteinander der Kulturen klappt im Westend gut. »Da gibts mehr Streitereien zwischen Deutschen als zwischen Deutschen und Migranten«, hat der Ex-Stadtrat beobachtet. Vieles was anderswo erst geprobt werden musste, ist im Westend schon lange selbstverständlich: Generationenwohnen beispielsweise. In Genossenschaftshäusern eine selbstverständliche Sache: Alte und Junge helfen sich gegenseitig. »Und die meisten Migranten sind doch heute schon in der zweiten Generation da. So mancher Türke spricht besser bayrisch als meine Enkelin. Die kann heute noch nicht ›Oachkatzlschwoaf sagen«, verrät Ilg mit einem Augenzwinkern. »Schaun Sie nur auf den Freundorfer Platz. Da sitzen sie alle beinand: Der ältere Türke und der Münchner. Beide Westendler. Da wird die Zigarett draht und die Halbe getrunken.« Nach Dießen möchte Hugo Ilg jedenfalls nicht mehr zurück. Obwohl – kurz nach seiner Pensionierung hat er es sich überlegt. Mit seiner Frau, die von der Idee gar nichts hielt, fuhr er schließlich für einige Tage in den Ort seiner Kindheit. »Nach drei Tagen war ich wieder hier. Und habe es nicht bereut!«
Gespräch: Sabrina Landes im Januar 2012.



Das Miteinander der Kulturen klappt gut im Westend. Wie hier auf dem Gollierplatz gibt es heute zahlreiche Plätze, wo sich Menschen aller Nationen und Altersstufen treffen.

Sibylle Stöhr erholt sich im Westend von ihren Reisen, die in die entlegensten Ecken der Welt führen. Im Mai 2014 wurde die grüne Stadtpolitikerin zur Vorsitzenden des Bezirksausschusses gewählt.



Sibylle Stöhr

Die Weltenbummlerin

Als Dorf in der Stadt empfindet Sibylle Stöhr das Westend. Ihr gefällt die Mischung aus Weltoffenheit und Gemütlichkeit. Hier ist die sprichwörtliche Liberalitas Bavariae lebendig.

Sibylle Stöhr, muss nicht lange überlegen, was ihr am Westend besonders gefällt. »Irgendwie fühlt man sich hier wie in einem Dorf«, erklärt sie. Die 42jährige kann das beurteilen: Aufgewachsen ist sie am Land in Niederbayern, hat in Regensburg und Passau gewohnt und in München studiert. Seit zehn Jahren lebt die zierliche Frau jetzt schon im Westend. »Wieder«, erzählt sie. »Während des Studiums habe ich hier schon einmal mit Freunden gewohnt, eine Dusche haben wir uns selber eingebaut, das Klo war damals noch – wie in vielen Häusern hier – am Gang. Aber wir waren damit zufrieden.« Seit 2002 sitzt Sibylle Stöhr für die Grünen im Bezirksausschuss Schwanthalerhöhe (BA 8), bei der letzten Wahl im Mai 2014 wurde sie sogar zu Vorsitzenden gewählt.

Das Westend ist Heimat und Rückzugsort der passionierten Reiseleiterin, die ihr Hobby zum Beruf gemacht hat und seit fast zwanzig Jahren weltweit Trekkingtouren führt. Hier auf der Schwanthalerhöhe fühlt sie sich wohl. »Ich kenne viele Menschen vom Sehen und treffe die unterschiedlichsten Leute auf der Straße. Auch wenn Freunde zu Besuch kommen, zieht es mich eigentlich selten hinaus aus dem Viertel. Hier ist für mich genau die richtige Mischung aus Kneipen, Kultur und Einkaufsmöglichkeiten«,

schwärmt sie. Besonders gefällt Stöhr die interkulturelle Atmosphäre. »Im Westend treffen so viele verschiedene Menschen aufeinander wie in kaum einem anderen Stadtteil – und trotzdem, oder vielleicht genau deswegen, herrscht eine sehr gute Stimmung untereinander. Von ihren grünen Parteifreundinnen ist die engagierte, sportliche Frau schon öfter gefragt worden, ob sie nicht für den Stadtrat kandidieren wolle. Bisher hat sie das aber immer abgelehnt: »Ich hab mich doch nicht um der politischen Karriere willen wählen lassen, sondern um Politik fürs Viertel zu machen. Im BA kann ich viel eher etwas bewegen als im Stadtrat«, betont Sibylle Stöhr.

Ihr besonderes Interesse gilt der Jugend im Viertel und den Bildungsmöglichkeiten. Unter anderem hatte sie sich für den Umzug der Stadtbibliothek in die Schießstättstraße stark gemacht – das alte Domizil an der Schrenkstraße musste renoviert werden. »Die Frage, wo die Stadtbibliothek künftig untergebracht werden soll, war im BA ziemlich umstritten. In vielen anderen Fragen aber ziehen wir parteiübergreifend an einem Strang.« Als positives Beispiel dieser Teamarbeit nennt Sibylle Stöhr den Skaterbereich am Georg-Freundorferplatz: »Einige Anwohner hatten sich be-

schwert, weil sie sich von den Skatern gestört fühlten. Wir haben ein Lärmgutachten erstellen lassen, das zeigte, dass die Klagen übertrieben waren. Egal, wie der Einzelne zum Thema Skaten stand, wir waren uns alle einig, dass die Jugendlichen hier weiter ihrem Hobby nachgehen sollen.« Ein Dauerbrenner, erzählt Stöhr, ist auch die Nutzung der Theresienwiese. »Dieser Bereich gehört zwar nicht mehr zu uns – aber wir sind natürlich betroffen. Für uns Westendler ist zum Beispiel die gesperrte Durchfahrt durchs Wiesengebiet ein ständiges Ärgernis. Das fängt ja schon im Juni an – man betrachtet das komplette Gebiet als Baustelle, die grundsätzlich nicht betreten werden darf.«

Die Freude am Oktoberfest lässt sich Sibylle Stöhr durch solche Auseinandersetzungen allerdings nicht verderben. »Ich geh' selber gern auf die Wies'n« sagt sie, obwohl sie durchaus Verständnis für genervte Anwohner habe. »Es stimmt schon, dass wir hier das größte Volksfest der Welt haben mit allen damit verbundenen Problemen: Lärm, Alkoholexzesse, Müll. Aber ich finde, dem muss man mit der Liberalitas Bavariae begegnen!«

Gespräch: Sabrina Landes im März 2013



Karibische Träumereien
hat ein GraffitiKünstler
auf einer Hauswand im Westend verewigt.

Antonia Drexler erinnerte sich gerne an die Zeiten, als das Geschäft der Schächfler noch florierte. Viele Jahrzehnte lebte sie in ihrer Wohnung in der Westendstraße 95. Am 9. Februar 2014 ist Antonia Drexler kurz nach ihrem 90. Geburtstag verstorben.



Antonia Drexler und die Fassfabrik

Die Schächfler aus dem Westend

Veränderungen sind oft auch mit Kummer und Abschiednehmen verbunden. Umso wertvoller sind dann die Erinnerungen. Antonia Drexler blätterte 2012 für die MGS in alten Fotografien und erzählte die wechselvolle Geschichte des einst so erfolgreichen Familienunternehmens.

Es war an einem Tag nach Neujahr, als Antonia Drexler plötzlich nicht mehr aufstehen konnte. Mitternachts hatte sie noch das prachtvolle Feuerwerk vom Balkon aus genossen. Eine Stunde lang dauerte das Spektakel und danach ging die alte Dame ins Bett. »Das Telefon habe ich mir noch aufs Nachtkasterl gelegt – falls jemand anruft«. So konnte sie morgens wenigstens Hilfe herbeirufen. Was der Auslöser für die Lähmung war, konnten auch die Ärzte nicht sagen. Im Krankenhaus versetzte man die Patientin in ein künstliches Koma und als sie daraus erwachte konnte sie nicht mehr laufen. Mühsam musste sie das Gehen wieder lernen »mit dem Wagen. Und der ist mir dann geblieben«, erzählt sie.

Was das für Antonia Drexler bedeutete, kann nur verstehen, wer sie vor dem verhängnisvollen Silvestermorgen kannte. Eine ausgesprochen sportliche Frau war sie, »mit 76 bin ich noch Ski gefahren! Aber nicht so langweilig – sondern



Johann Drexler, Schächflermeister und bayerischer Hofflieferant, errichtete vor 150 Jahren eine Fassfabrik an der Westendstraße 95. Das Wohnhaus, in dem die Familie und auch einige Arbeiter wohnten, wurde 1979 verkauft und saniert. Heute ist es Eigentum der Gewofag.

richtig!« Und beim Skifahren ließ sich die selbstbewusste Witwe des bekannten Münchner Fassfabrikanten Anton Drexler am Ende dann doch noch davon überzeugen, dass die Modernisierung des Direktionsgebäudes an der Westendstraße 95, in dem sie auch wohnte, eine gute Sache sei.

Johann Drexler, Schäfflermeister und bayerischer Hoflieferant, errichtete vor 150 Jahren eine Fassfabrik an der Westendstraße 95. Die Lage war mit Bedacht gewählt: Hatte doch die Augustinerbrauerei ihre Produktion seit 1817 in die Landsberger Straße verlegt. Und auch die Spatenbrauerei in der Marsstraße war nicht allzu weit entfernt. 1885 trat der Sohn Ludwig (1865–1941), Urgroßvater der letzten Inhaber, in das Unternehmen des Vaters ein und wandelte den Handwerksbetrieb zur Fabrik um. Der umtriebige Unternehmer machte sich auch als Erfinder und Konstrukteur einen Namen. Bekannt wurden seine hydraulische Fasspresse sowie eine Spezialmaschine, mit deren Hilfe die Fässer von innen ausgedreht werden konnten. Bald gab es keine Großbrauerei mehr, die ohne Drexlerfässer auskam. 1908 eröffnete der Fabrikant eine Zweigniederlassung in Wien, die innerhalb weniger Jahre zur bedeutendsten Fassfabrik Österreich-Ungarns avancierte. Auch nach dem Rückzug des Patriarchen blieben die Fassfabriken in der Familie. Die Söhne Ludwig jun. und Josef führten den Betrieb weiter.

Antonia Drexler gehört zu den letzten Zeitzeuginnen, die die Münchner Fassfabrik noch in Betrieb erlebt hatten. Sie heiratete Ludwig Drexler 1943 in Wien, wo man lange Zeit einigermaßen sicher vor den alliierten Bombardements war. Ab 1944 geriet dann auch die österreichische Hauptstadt ins Visier der alliierten Truppen, Antonia Drexler flüchtete 1944 mit ihrem 14 Monate alten Baby nach München. Als der Ehemann aus dem Krieg zurückkehrte, blieb die Familie in der Landeshauptstadt, die Anlagen in Wien waren zerstört. »Natürlich wollte uns die Verwandtschaft zunächst nicht haben. Aber mein Mann hat dann einfach begonnen, in der Fabrik zu arbeiten – er dachte sich, dass das irgendwie schon funktionieren wird – und so war es dann auch. Wohnen konnten wir hier anfangs allerdings nicht. Das Wohngebäude war komplett ausgebrannt. Nur die Mauern standen noch«, erinnert sich Antonia Drexler an diese Zeit.

Fünf Jahre wohnten die Drexlers im Haus des Schwiegervaters am Prinzregentenplatz, dann zogen sie in das Haus in der Westendstraße zurück. »Ja – und hier wohne ich heute noch!« sagt Antonia Drexler und lächelt. Zusammen mit seinem Cousin leitete der Mann das Unternehmen. »Das Geschäft lief hervorragend. Die Brauereien haben ja jedes Jahr eine große Anzahl neuer Fässer gebraucht. Die wurden im Herbst bestellt und wir haben dann den Winter über produziert. Im Frühjahr wurde geliefert und bezahlt. Wir hatten quasi das Monopol. Keiner produzierte so gute Fässer wie wir,« erzählt die Unternehmersgattin stolz.

Sie holt ein Kästchen voller Bilder heraus. Reproduktionen historischer Fotografien sind es, die eindrucksvoll die Geschichte der Fabrik dokumentieren. Bild für Bild erläutert sie fachkundig. Erinnerungen werden wach: »Wir hatten drei Kinder – bei uns war deshalb immer etwas los auf dem Hof. An einem Wochenende hat mein Sohn mit seinen Freunden auf dem Fabrikgelände gespielt, dabei haben sie ein Schnitzmesser gefunden – das haben die Burschen dann solange aufs Fassl geworfen, bis es ganz kaputt war.« Auf einem der Bilder ragt ein Schornstein mächtig in die Höhe: »Das ist unser Kamin. Mein Schwiegervater ist da öfter mit seinem Bruder hinaufgestiegen – wenn die Klavierlehrerin kam. Den Bruder ließ er immer vorangehen – denn derjenige, der hinternach steigt wird ordentlich rußig.



Sorgfältig wird ein fertiggestelltes Fass abgehobelt.



Das Holz für die Fässer wurde übereinander geschichtet, so dass von allen Seiten Luft an die Bretter gelangen konnte. Etliche Meter hoch waren diese Stapel.

Dann hat die Mutter geschrien, sie sollen herunterkommen und die Burschen haben erwidert, sie kämen nur, wenn die Klavierlehrerin wieder ginge.«

Die Drexlerbuben um 1900 scheinen rechte Lauser gewesen zu sein – wovon die anderen Kinder im Viertel profitierten. »Beim Raufen sind regelmäßig Schiefertafeln kaputt gegangen. Die Eltern der betroffenen Kinder kamen dann zum Urgroßvater und behaupteten, seine Söhne hätten die Tafeln kaputt gemacht.« Fast täglich – so die Familienerinnerung – sei auf diese Weise ein Kind der Viertels zu einer neuen Tafel gekommen. Wenn man den Geschichten des Schwiegervaters glauben darf, dann hat der Urgroßvater eigentlich alle vorhandenen Schiefertafeln im Westend finanziert. Antonia Drexler schmunzelt, während sie weitere Memoiren herauskramt. »Schauen Sie: Hier ist ein Berg von Holz zu sehen. So wurde das damals angeliefert. Eine Mordsarbeit war das, bis die Männer alles aufgeschichtet hatten. Dafür gab's aber auch alle Tage billiges Bier. Wir hatten extra eine Biertragerin, die hat den ganzen Tag Bier gebracht. Und wissen Sie, wieviel der Schächlermeister am Tag getrunken hat? – 35 Maß! Man hat es ihm nicht angemerkt. Einmal hat er abgenommen. Ich sprach ihn darauf an, sage zu ihm ›was ist den los mit Ihnen, Sie sind so dünn geworden?‹ ›Ach ja, hat er gesagt, ›ich trinke jetzt nur noch 15 Maß.« Zum Glück war der Weg zwischen Arbeitsstätte und Zuhause nicht weit. Die meisten Arbeiter wohnten direkt neben der Fabrik. Fehlen durfte keiner. Wer unpünktlich kam, dem drohte der Rausschmiss. »Unzuverlässige Leute konnte man nicht brauchen«, begründet Antonia Drexler die strengen Regeln.

Ende der 60er-Jahre zeichnete sich dann allerdings das Ende der Holzfassära ab. Aus Amerika kamen die ersten Alufässer nach Deutschland. Die waren leichter und billiger als die schweren Eichenfässer. »Um konkurrenzfähig zu bleiben haben wir dann Alumaschinen aus USA gekauft. Um die zu finanzieren mussten wir eine ganze Häuserzeile neben dem Firmengelände verkaufen. Ungefähr zwanzig Jahre haben wir dann Aluminiumfässer produziert.« Der neue Werkstoff erforderte neue Fertigkeiten. Arbeiter, die sich mit Metallverarbeitung auskannten, die feilen und schweißen konnten. Doch auch dieser Boom ging vorüber, in der Gastronomie setzten sich die Kegfässer aus Edelstahl durch. Das Unternehmen musste aufgeben. Die Fläche fiel brach.

»Wir wollten ja eigentlich nicht verkaufen«, erklärt Antonia Drexler. »Aber nachdem die Gegend zum Sanierungsgebiet geworden war, bekamen wir natürlich keinerlei Genehmigungen mehr für bauliche Veränderungen auf dem Grundstück. Ideen gab es schon – aber wir konnten das nicht mehr realisieren. Wir verkauften deshalb das Gelände an die Stadt.« Viele Male traf sich Karl Burger mit den Drex-



Der Fabrikgründer
Johann Drexler mit
seinen Arbeitern.

lers, um sie davon zu überzeugen, dass ein Neubau mit Sozialwohnungen, Kindergarten und Kinderkrippe, sowie die Renovierung des alten Wohn- und Bürokomplexes die beste Lösung für alle wäre. So überzeugend der MGS-Mitarbeiter auch auftrat, der Abschied vom Familienerbe fiel Frau Drexler noch schwerer als dem Ehemann. Die Entscheidung fiel schließlich beim Skifahren: »Der Herr Burger wusste ja, dass ich – im Gegensatz zu meinem Mann – leidenschaftlich gerne Skifahre und fragte mich eines Tages, ob wir nicht einmal gemeinsam fahren könnten. Und das haben wir dann auch gemacht: Meine Tochter, seine Frau und ich.«

Anschließend verkauften die Drexlers das gesamte Gelände an die MGS, die hier 191 Sozialwohnungen und 18 frei finanzierte Wohnungen baute. Als 1979 die Abbrucharbeiten begannen, war Frau Drexler krank: »Wegen einer Wirbelsäulengeschichte musste ich sechs Wochen im Bett liegen. Die Sonne schien ins Wohnzimmer, wo ich auf dem Sofa lag – und draußen wurde alles weggerissen. Das hat weh getan.« Immerhin, von der MGS fühlte sich Antonia Drexler immer gut betreut und fair behandelt. Enttäuscht war sie allerdings, dass das Anwesen vor kurzem verkauft wurde. »Der Herr Burger war oft da, er hat sich ja um den Bau und alles rundherum gekümmert. Darum waren wir hier schon traurig, dass die MGS plötzlich alles hergegeben hat.« Immerhin, der Baum, vor dem Wohnzimmerfenster Antonia Drexlers, ist geblieben und erinnert an bessere Tage. »Im Westend«, sagt sie noch »habe ich mich immer fremd gefühlt. Als Unternehmer war man hier im Viertel nicht so wohl gelitten. Manche waren einem vielleicht auch neidisch.« Die liebevoll mit Erinnerungsstücken dekorierte Wohnung war lebenslang Heimat und Rückzugsort für die alte Dame, die auch im Alter ihren trockenen Humor bewahrt hatte. »Heute habe ich mit meinem Enkel telefoniert und erschrak - ich hörte gar nichts. Dabei hatte ich mein Hörgerät nicht eingeschaltet!« Antonia Drexler lächelt. »Meine Mutter hat immer gesagt, »Wenn man alt ist, des is nix!«. Heute verstehe ich sie.«

Am 9. Februar 2014 verstarb Antonia Drexler kurz nach ihrem 90. Geburtstag. Nun erinnert nur noch das Denkmal im Innenhof der Tulbeckstraße 26-28 an das einst so erfolgreiche Unternehmen: »Hier stand bis 1979 die Fassfabrik Drexler. Im Zuge der Stadtteilsanierung ließ dann 1985/86 die Landeshauptstadt München 191 Wohnungen durch die Münchner Gesellschaft für Stadterneuerung und die Gewofag errichten.« Gespräch: Sabrina Landes, Juli 2012.



Fässer in allen Größen
wurden bei Drexler
gefertigt.

Heinz Schwedes vor der
Villa Hauberisser.



Heinz Schwedes führt durch die Schwanthalerhöf'

Der Stadtteil-**Erzähler**

Seit 1995 bringt Heinz Schwedes Touristen und Einheimischen die Gesellschafts- und Kulturgeschichte der Schwanthalerhöf' nahe.

Wer sich mit der Schwanthalerhöf' befasst, stolpert unweigerlich irgendwann über Heinz Schwedes. Hier im Westend ist er 1932 geboren worden, hier ist er aufgewachsen, hier lebt er auch heute. Dabei ist der sportliche Senior nie ein Stubenhocker gewesen. Als Reisekaufmann und Reiseleiter war Heinz Schwedes früher auf der ganzen Welt unterwegs und zuhause. Das Westend aber blieb immer die Heimat, in die er gerne zurückkam, um sich auf neue Abenteuer vorzubereiten.

In die Geschichte »seines« Stadtviertels konnte sich Schwedes nach der Pensionierung vertiefen. Er tat das mit der ihm eigenen Akribie: Tage, Wochen, Monate verbrachte er in Archiven und Bibliotheken, studierte die Geschichte der Schwan-



thalerhöh', befasste sich mit Baustilkunde und Kunstgeschichte, sprach mit Historikern und Zeitzeugen, füllte zahlreiche Ordner mit Zeitungsausschnitten und Hintergrundmaterialien.

1995 bot Schwedes seine erste Führung durchs Viertel an: »Bavaria, Business, Bürger und Proleten«. »1918 ist die Revolution ja von der Schwanthalerhöh' aus los gegangen«, erläutert Schwedes das Motto seiner Tour. »Hier haben sich die Arbeiter zum ersten Mal versammelt, um vor Rathaus und Landtag zu ziehen. Anschließend hat sich der Aufstand, ausgehend von München, über den Freistaat Bayern ausgebreitet.«

Die Führungen von Heinz Schwedes sind beliebt und rasch ausgebucht. Als Profi weiß er, worauf es ankommt. »Ich mache ja nichts Neues, sondern das, was ich gelernt habe,« meint er bescheiden. Anfang der Sechziger Jahre organisierte er Reisen nach Montenegro im damaligen Jugoslawien. »Keine einfache Sache, die Leute hatten damals noch keinerlei Erfahrung mit Tourismus.« Da war Pioniergeist gefragt. »Zunächst musste ich die Sprache lernen. Also besorgte ich mir das Buch *Serbokroatisch für Deutsche* von Professor Schmaus. Jeden Tag habe ich eine Lektion gelernt.« Parallel mussten die Vorbereitungen für die Touristen getroffen werden, die neben einer ordentlichen Unterkunft auch eine professionelle Reiseführung erwarteten. »Ich bin also in die Bibliothek gegangen – »kniga«, heißt das Buch – das hatte ich mir schon gemerkt, und bestellte dort Hintergrundmaterial zu Montenegro.« Immer schon verstand sich Schwedes als Lernender. Er hat sich in die Mentalität und Kultur der Reiseländer hineingearbeitet und sich grundsätzlich auch mit der Sprache vor Ort auseinandergesetzt. Das verschaffte ihm Anerkennung bei den Einheimischen. Schwedes Arbeitgeber, das Allgemeine Bayerische Reisebüro, kurz »ABR«, war froh über das Sprachtalent. Als es galt, ein neues Angebot in Paris einzuführen, paukte Schwedes Französisch. »Drei Monate Académie Française hat mir das ABR bezahlt. Da habe ich auch französische Geschäftskorrespondenz gelernt.«

Schwedes blickt auf ein erfülltes und abwechslungsreiches Berufsleben zurück und auch als Ruheständler wird ihm nicht langweilig. Dreimal pro Woche geht er ins Fitness-Studio, um körperlich nicht einzurosten. Neue Führungen in München

Die Farblithografie von 1880 zeigt die Ruhmeshalle mit der Bavaria. Die Theresienwiese war damals noch als park-ähnliche Anlage gestaltet, in der man sich an Wochenenden zum Spaziergang traf.



Die liegende Quellnymphe von Heinrich Düll und Georg Petzold zierte ursprünglich einen Brunnen vor dem Künstlertheater im Ausstellungspark. Das Theater wurde im Zweiten Weltkrieg zerstört – die Nymphe zog in die Parkanlage um.



Der Grazer Architekt Georg von Hauberrisser baute sich 1878/79 das »kleine« Stadtschlösschen nach eigenen Entwürfen.

aber auch in anderen bayerischen Städten sind geplant. Über sich selbst spricht der ansonsten so eloquente Stadtteilführer Heinz Schwedes allerdings nicht wirklich gerne. Spannender erscheint ihm die Geschichte seiner Stadt. Der heutige Bavariapark zum Beispiel: König Ludwig I. hatte das Gelände, das damals noch zu Sendling gehörte, gekauft. »Ab 1826 ließ Ludwig I. hinter der Ruhmeshalle diesen Park anlegen, der bis zum Bau der Bavaria 1850 ›Theresienhain‹ hieß.«

Auf Anregung des Königs hin erwarb der damalige Bürgermeister Wilhelm Georg Ritter von Borscht (1857–1943) im Jahr 1892 für die Stadt weitere Flächen auf der damaligen »Sendlinger Haide«. Die offizielle Lesart nennt als Grund für den Erwerb den Wunsch der Stadt, Platz für unterschiedliche Ausstellungen zu schaffen. Heinz Schwedes vermutet, dass noch etwas anderes eine Rolle gespielt haben könnte: »Man hatte Angst, dass Ruhmeshalle, Bavaria und Bavariapark durch die wuchernden Mietskasernen des Arbeiterviertels beschattet werden könnten.« 1908 wurden die Hallen mit einer Kunsthandwerk-, Industrie-, Gewerbe- und Handelsausstellung feierlich eröffnet.

Die einstigen Hallen sind – bis auf die drei restaurierten Gebäude, in denen das Deutsche Museum sein Verkehrszentrum untergebracht hat – einem exklusiven Wohnpark gewichen, dessen Planung im Westend für einigen Zündstoff gesorgt hatte. Viele der Alteingessenen hatten auf eine Erweiterung des feinen aber kleinen Bavariaparks gehofft. Ein wenig mehr Grün hätte dem an zusammenhängenden Grünflächen armen Stadtteil gut getan. Schwedes erlebt den alten und den neuen Teil des Viertels als »getrennte Welten«, lobt aber die abwechslungsreiche Architektur der neuen Siedlung.

Besondere Gebäude hatte das Westend aber schon vor diesen Neubauten zu bieten. Ein einzigartiges Schmuckstück liegt am Rand des Stadtteils: Die Villa Hauberrisser. Der Grazer Architekt Georg von Hauberrisser baute sich 1878/79 das »kleine« Stadtschlösschen nach eigenen Entwürfen. Im Zweiten Weltkrieg wurde ein Drittel des Hauses allerdings unwiederbringlich zerstört, die verbliebene Hälfte lässt die einstige Pracht erahnen. Schwedes erzählt an dieser Stelle gern die folgende Geschichte: König Ludwig I., der öfter einmal inkognito in München unterwegs war, klingelte abends bei seinem Architekten und Freund Hauberrisser. Ein Diener erkannte den edlen Besucher nicht und wies ihn ab, der



Herr sei nicht zuhause. König Ludwig I. insistierte, er wünsche den Hausherrn zu sehen – dem die Sache nicht allzu peinlich war.

Das Münchner Bürgertum hatte damals schon ein gehöriges Selbstbewusstsein, das es – auch mit dem Bau derartiger Villen – zur Schau zu stellen wusste. Nicht allzu viele – aber immerhin einige Gebäude illustrieren die Tatsache, dass sogar im Westend schon vor hundert Jahren auch bessergestellte Bürger ihre Häuser bauten. Das Wohnhaus in der Schwantthalerstraße 144 nennt Schwedes als Beispiel. »Die reich verzierte Neorenaissance-Fassade ist erst vor kurzem so schön renoviert worden«, erklärt er, »als das Haus gebaut wurde, standen die anderen Gebäude noch nicht. Es war damals als freistehende Villa geplant.«

Wenn auch die architektonischen Highlights im Westend nicht allzu zahlreich sind, es gibt etliche malerische Ecken, die Schwedes seinen Gästen gerne zeigt. Viele Orte sind mit persönlichen Erinnerungen verknüpft. »Ich weiß noch, wie die Firma Metzeler in den 60er Jahren griechische Arbeiter nach Deutschland holte, um sie zu Billiglöhnen im Werk an der Trappentreustraße zu beschäftigen. Für die einheimischen Arbeiter war das schlimm. Wenn es euch nicht passt, könnt ihr ja gehen, hat man denen gesagt. Da gab es natürlich schon Spannungen.« Dass die nicht eskalieren konnten, schreibt Schwedes dem Engagement von Arbeitervereinen, Kirchen, aber auch des Griechischen Hauses zu. »Das war ein Integrationsfaktor im Viertel, ebenso wie später der Kulturladen, in dem viele Veranstaltungen für die Bürgerinnen und Bürger des Westends stattfanden.« Die Griechen, meint er, hätten sich nie abgeschottet sondern sich von Anfang an um Integration bemüht.

»Hier im Westend lebt man harmonisch miteinander, egal wo man herkommt, ob man arm oder reich ist.« Ob ich schon Münir besucht habe, fragt Schwedes. Seit Jahrzehnten drucke Münir die Stadtteilzeitung fürs Viertel, die »Westendnachrichten«. »Den sollten Sie unbedingt besuchen,« sagt Heinz Schwedes. »Der kann Ihnen auch Vieles erzählen. Gespräch: Sabrina Landes im April 2013.

Seit einer Renovierung zeigt sich die Renaissancefassade des Hauses in der Schwantthalerstraße 144 wieder im alten Glanz.



Heinz Schwedes erläutert Details an der Fassade.

Hier hat alles angefangen: Im ehemaligen italienischen Gasthaus »Beim Toni« hatte das Westendbrettl sein Domizil. Hinter der kleinen Bühne gab es sogar einen Garderobenraum, in dem sich Irmgard von Oesen in Tante Frieda verwandeln konnte. Seit dem Umbau des Lokals ist für Theater kein Platz mehr. Stattdessen speisen die Gäste indisch. Im »Royal India« legt man Wert auf eine gepflegte Atmosphäre.



Als junge Frau rannte Irmgard von Oesen die Berge hinauf. Als »Tante Frieda« tourt sie mittlerweile erfolgreich durch ganz Bayern.



Tante Frieda auf Wanderschaft mit dem Westendbrettl

Schiach aba **fidel**

Isar-Tramplung nennt sich die neueste Trend-Sportart aus der bayerischen Hauptstadt. Wie's geht? Einfach »Isar-Tramplung« auf Youtube eingeben, da erklärt die Erfinderin, Tante Frieda, die technischen Details.

Hinter der gscherd'n, dabei aber herzensguten Frieda steckt Irmgard von Oesen. Die im Alltag eher zurückhaltend wirkende Kabarettistin ist Profi: In Salzburg hat sie die Schauspielerei gelernt und schon bald ihr komisches Talent entdeckt. Clownnummern, Improvisation, Tanzeinlagen oder Jodelübungen – die geborene Chiemgauerin Irmgard von Oesen ist eine »Rampensau«, wie es in Bayern respektvoll heißt, wenn jemand auf der Bühne zur Höchstform aufblüht. Ihre Themen greift sie mitten aus dem Leben der kleinen Leute. »Ich habe lange in der Altenpflege gearbeitet. Da sieht man Vieles«, erzählt sie. Die Idee zur Figur der alten Tante entwickelte sie gemeinsam mit ihrem Partner, Roland Hamm. »Ich hatte Probleme mit dem Älterwerden«, gesteht von Oesen »dann dachte ich mir, dass die Bühne eigentlich das beste Medium ist, um solche Konflikte aufzuarbeiten.« Die Eigentherapie scheint zu wirken: Aus der anfangs eher poltrig-resignativen Frieda ist mittlerweile eine lustige Alte geworden, die sich mit Fitnessübungen jung hält, ungefragt jede Menge guter Ratschläge verteilt und die Ungerechtigkei-



ten des Lebens mit morbidein Humor kommentiert. Anfangs präsentierte Irmgard von Oesen ihr Alter Ego in sogenannten Mixprogrammen, gemeinsam mit Kabarett-Kollegen. 2007 gründet sie mit ihrem Lebensgefährten Roland Hamm das »Westendbrettl«. Die kleine Bühne im Wirthaus »Beim Toni« avancierte schnell zum Geheimtipp über die Grenzen des Westends hinaus. Vorstellungen im Schlachthof oder im Theaterzelt »Das Schloss« haben das quirlige Multitalent über die Grenzen des Westends hinaus bekannt gemacht. »Dann wechselte der Pächter und die feste Bühne gab's nicht mehr«, bedauert Roland Hamm. »In den letzten Jahren sind fast alle Wirthäuser, in denen wir regelmäßig aufgetreten sind, renoviert worden. Nur in unseren Vorverkaufsstellen ist bisher alles beim Alten geblieben: Bügelstube und Lottogeschäft sind seit 2007 unsere einzigen Geschäftspartner, bei denen sich nichts verändert hat«, ergänzt von Oesen. Roland Hamm unterbricht ab und an den Redefluss seiner Partnerin, um ergänzend oder auch einmal korrigierend einzugreifen. Der Musiker, der noch vor einigen Jahren bei einer »bekannten Bank« gearbeitet hat, ist Manager und Organisator, Tontechniker und Beleuchter, kurz »Mädchen für Alles«, wie er augenzwinkernd bemerkt. Nebenbei komponiert er noch das eine oder andere Couplet für seine Lebensgefährtin, die – das sei hier der Vollständigkeit halber noch erwähnt – nicht nur Erwachsene zum Lachen bringen kann. Irmgard von Oesen schreibt und spielt auch Stücke für Kinder. »Die Wolkenfee« heißt ihre neueste Produktion.

Ein Tisch und ein Stuhl sind die wichtigsten Requisiten, mit denen das Westendbrettl seit seiner Vertreibung aus dem »Toni« umherzieht. Die Bedingungen sind nicht immer optimal – Irmgard von Oesen nimmt das sportlich. Als junge Frau hatte sie wenn nicht größere so doch höhere Herausforderungen gemeistert. Eine Kiste voller Medaillen und eine ansehnliche Sammlung von Pokalen erinnert an die Zeit, als sie noch auf die Berge lief: Bei Marathonläufen auf Großglockner, Zugspitze und vielen anderen war sie schon dabei. Heute geht Irmgard von Oesen die Dinge etwas ruhiger an. »Nicht nur das Westend – auch ich hab mich ganz schön geändert: Von der Marathonläuferin zur Tante Frieda. Schon komisch!«, lacht von Oesen. Gespräch: Sabrina Landes im Mai 2013.

Beim Lotto- und Schreibwarenhandlert Balunovic und in der Wäscherei in der Westendstraße 119 können Fans die Karten für Veranstaltungen des »Westendbrettls« kaufen.



Informationen zum aktuellen Programm gibt es unter: www.tantefrieda.info



Hoch hinaus! Klettern fördert Koordination, Konzentration und Selbstbewusstsein. Ismail Sahin vom Multikulturellen Jugendzentrum passt auf, dass keiner zu tief fällt.



Balancieren, rutschen, toben – der Spielplatz am Georg Freundorfer Platz lässt Kinderherzen höher schlagen. Von der Stiftung »Lebendige Stadt« wurde er 2006 als »schönster Spielplatz« ausgezeichnet.



Einrichtungen für Kinder und Jugendliche

Im Westen **viel Neues!**

Die Schwanthalerhöf bietet Familien mit Kindern einiges. Zahlreiche Initiativen kümmern sich um ihre Belange. Für Jugendliche gibt es attraktive Freizeitangebote, für Kinder genügend Orte zum Spielen und Toben. Kinderbetreuungsplätze sind allerdings – wie überall in der Stadt – auch im Westend rar.

Rund um das **Multikulturelle Jugendzentrum** (MKJZ) an der Westendstraße 66a findet seit einigen Jahren, immer am Anfang des Sommers, das »Fest der Nachbarn« statt. Ein Fest, das als »World Neighbours Day« in vielen Ländern der Erde gefeiert wird. Der Platz hier im Westend scheint wie geschaffen für das internationale Nachbarschaftsfest. Zwischen den Bierbänken im Hof des Jugendzentrums spielen Kinder, türkische Familien bieten selbstgemachte Gerichte an. Es gibt bayerische und griechische Volkstänze, Taekwondo-Vorführungen und Live-Musik. Die MKJZ-Rapper treten auf, und auch eine junge schwarze Soulsängerin mit viel Talent und beeindruckender Stimme. Ismail Sahin, der Leiter des MKJZ, kennt sie alle. Er koordiniert das Fest und ist Ansprechpartner für Jugendliche und Erwachsene zugleich.

Das Westend gilt als »Multi-Kulti-Viertel«, als eine Art »Kreuzberg von München«. Hier wohnen viele Familien mit ausländischen Wurzeln. 33,6 Prozent der 29.663 Menschen, die 2013 im Westend leben, haben keinen deutschen Pass, 13,3 Prozent sind Deutsche mit Migrationshintergrund. Zum Vergleich: In ganz München betrug der Anteil an Ausländern im Erhebungsjahr 25,4 Prozent.

Mit dabei auf dem »Fest der Nachbarn« ist auch **Donna Mobile**, eine Einrichtung, die vor allem Gesundheitsberatung und berufliche Qualifizierung für Migrantinnen anbietet. Ihre Räume befinden sich an der Landsbergerstraße 45a. Beim »Fest

Karotten, Kohlrabi und Salat – die Arbeit im Gemüsegarten des Multikulturellen Zentrums hat sich gelohnt.



Seit 50 Jahren gibt es das Multikulturelle Zentrum. In den Räumen finden nicht nur Kinder und Jugendliche Platz. Hier proben Tanz- und Sportgruppen, spielen Kindergartenkinder und treffen sich verschiedene Verbände.

der Nachbarn« ist Donna Mobile regelmäßig mit von der Partie. 2011 startete die Beratungsstelle das Projekt »Linked in Action« mit einem Fotowettbewerb für Kinder und Jugendliche. »Was gefällt dir besonders am Westend?« lautete das Motto. Mit Handy- oder Digitalkamera machten sich die Kids damals auf den Weg. Vor allem die jüngeren Teilnehmer wählten für ihre Fotos neben Motiven wie »Freundschaft« oder »Fußball« auffallend viel Grün und Natur. Das Projekt »Linked in Action« war auf drei Jahre angelegt und wurde vom Bund und der EU gefördert. Es ging darum, Jugendliche für Berufe im kulturellen Bereich zu begeistern, Talente zu entdecken und zu fördern.

Feyza Palecek, die Leiterin von Donna Mobile, erklärt die Idee dahinter: »Die Jugendlichen sollten erfahren, dass nicht nur traditionelle Berufe wie Friseur und Automechaniker interessant sein können. Durch Fotografieren und Gestalten am Computer lernten sie kulturelle Methoden kennen, in denen sie sich ausprobieren konnten. Sie kamen mit neuen Berufsbereichen wie Grafikdesign und dem Social Web in Kontakt.« Ihre pädagogischen Mitarbeiterinnen organisierten eine Fotoausstellung mit den Jugendlichen. Sie brachten ihnen bei, wie man fotografiert und visuell gestaltet, und vermittelten ihnen Spaß an kreativem Arbeiten. Am 5. Dezember 2014 wurde das Projekt mit einem großen Fest abgeschlossen. Das Siegerfoto des Wettbewerbs 2011 trug übrigens den Titel: »Ein Platz für Jung und Alt«. Es zeigte Rentner beim Schach und spielende Kinder auf dem Gollierplatz.

Der kreative Sektor gehört zu den Wachstumsbranchen im Westend, die auch jungen Menschen mit Migrationshintergrund attraktive Ausbildungsberufe bieten könnten. »Wir setzen dabei auch auf die Elternarbeit«, sagt Feyza Palecek. Mit seinen Frauencafés erreicht Donna Mobile auch die Mütter und Großmütter. »Wichtig ist, dass auch sie erfahren, welche neuen Berufsfelder für ihre Kinder vielleicht in Frage kommen.«

Das Westend gilt als eines der neuen Münchner Szeneviertel. Ein enges Nebeneinander von Wohnen und Arbeiten gab es hier schon immer. Architektenbüros, Werbeagenturen und die Ateliers von Mode-Designerinnen ersetzen heute immer



Gartenarbeit mit Ismail Sahin (oben) oder lieber Fußball mit Rüdiger Heid (unten) von der IG Feuerwache? Für Kinder gibt es im Westend viele Angebote.



Dass interkulturelle Verständigung nicht immer einer gemeinsamen Muttersprache bedarf, beweist „bunt kickt gut.“ Seit 1996 spielen unter diesem Motto junge Menschen verschiedener kultureller und nationaler Herkunft gemeinsam Straßenfußball. Das Projekt, 1997 in München entstanden, hat bundesweit inzwischen über 2000 Mitspieler und Mitspielerinnen gewonnen. Im Dezember 2014 wurde »bunt kickt gut« mit dem Förderpreis für Demokratie und Toleranz ausgezeichnet. Rüdiger Heid von der IG Feuerwache leitet das Projekt.



unterstützt haben. Ein Garten als Ort interkultureller Begegnung und Verständigung: Die jungen und alten Hobbygärtner tauschen sich untereinander aus über das, was sie anpflanzen und auch über unterschiedliche Koch- und Esskulturen.

Eine weitere Besonderheit im MKJZ ist das Kinder- und Jugendparlament, das jedes Jahr neu gewählt wird. »Ich habe gesehen, dass die Kinder und Jugendlichen Verantwortung übernehmen, wenn man ihnen die Chance dazu gibt und ihnen Freiräume gewährt«, erklärt Ismail Sahin dazu. Es gibt vier Teams – zwei mit Kindern und zwei mit Jugendlichen besetzt. »Bei wichtigen Entscheidungen und Regelverletzungen beziehen wir immer die Kinder- und Jugendlichen mit ein.«

Auch bei zwei Sanierungsprojekten im Stadtteil durften Kinder an der Planung und Realisierung mitwirken. Das eine war der 1999 fertiggestellte »Mädchen-Freiraum« im Sanierungsblock 49 – westlich des Trappentretunnels zwischen Westend- und Gollierstraße gelegen –, bei dem Mädchengruppen der Hauptschule an der Ridlerstraße gemeinsam mit einer Landschaftsarchitektin ihre Ideen einbrachten. Das andere war die Gestaltung der Innenfläche im Sanierungsblock 18 zwischen Landsberger, Schrenk- und Westendstraße. Kinder der Schule an der Guldeinstraße wurden nach ihren Ideen zu naturnahen Spielflächen gefragt.

Die Mitarbeiter des MKJZ wissen von den Problemen der Familien im Viertel: »Die steigenden Mieten, Kosten für Schule, Versicherungen, Auto, Parken für Anwohner jetzt nur noch mit »Wapperk« ... Familien mit drei oder vier Kindern, in denen nur einer arbeitet, können sich das Leben hier kaum noch leisten. Oft müssen die Eltern auch Zusatzjobs annehmen, um über die Runden zu kommen. Deshalb ziehen viele Migrantenfamilien lieber weg, an den Stadtrand, nach Neuperlach oder ins Hasenberg!«, erzählt Ismail Sahin und meint: »Trotzdem versuchen die Leute, glücklich und zufrieden miteinander zu leben. Ich bewundere diese Eltern. Wir unterstützen sie, so gut wir können, bieten kostenlose Hausaufgabenbetreuung und Beratungen an.«

Das MKJZ hat für seine Jugendarbeit schon eine Menge Preise und Auszeichnungen eingeheimst. Die neueste ist die »Gut drauf«-Zertifizierung von der Bundeszentrale für gesundheitliche Aufklärung (BZgA). Das MKJZ erfüllt alle drei von der BZgA definierten »Gut drauf«-Standards: Bewegung, gesunde Ernährung und Entspannung. Die Sozialarbeiter setzen aber auch noch auf ein viertes Element: Bildung. »Nichtformelle Bildungsarbeit machen wir seit Jahren schon mit unseren Sozialkompetenztrainings, die wir zusammen mit den Mittelschulen durchführen«, sagt Ismail Sahin. »Motivation und Verantwortung, soziale Kompetenzen, Konfliktlösung, Teamwork, Kommunikation, Persönlichkeit, Selbstwertgefühl – all diese Dinge trainieren wir zusammen mit den Jugendlichen. Auch das ist Allgemeinbildung.« Hinzu kommt neuerdings ein verstärktes Engagement im Bereich der schulischen Bildung. »Wir haben in erster Linie den Auftrag, offene Kinder-



Spielplatz beim Kinderhaus St. Rupert.

und Jugendarbeit zu machen. Das reicht aber nicht aus«, sagt Ismail Sahin. »Deshalb bieten wir auch Hausaufgabenhilfe, im Unterschied zu den Kollegen von der IG Feuerwache aber nicht durch das Kultusministerium mitfinanziert, sondern davon unabhängig durch Projektgelder.« Neben Hausaufgabenhilfe für Grundschüler gibt es auch Quali-Kurse und Bewerbungstrainings für die Älteren.

Es gibt zwei Grundschulen, eine Mittelschule (vor kurzem noch hieß sie Hauptschule) und eine Realschule im Stadtbezirk 8. Kein Gymnasium. »Man kann nicht sagen, dass das unbedingt nötig wäre, weil das Westend zentral gelegen ist«, meint Ismail Sahin. »Die Kinder gehen in die Gymnasien ins Zentrum oder in die Luisenstraße.« Aber ein eigenes Gymnasium im Stadtteil wäre schon eine Bereicherung. »Kein Gymnasium, kein Kino, kein Schwimmbad, und McDonalds haben wir auch nicht! – Das ist das, was ich immer wieder von den Jugendlichen höre«, erzählt er lachend.

Die **IG Feuerwache**, das zweite wichtige Jugendzentrum im Westend, ist an der Ganghoferstraße 41 und damit am anderen Ende des Stadtteils gelegen. Das stattliche Jugendstilgebäude war früher tatsächlich eine Feuerwache. Später wurde es von einer Messebaugesellschaft genutzt. »Wir haben den Namen Feuerwache übernommen und das Kürzel IG für Initiativ-Gruppe davorgesetzt, weil wir ja tatsächlich auch Feuerwachen-Funktion für die Jugendlichen haben«, erklärt Gerhard Ameres, der Leiter des Hauses. »Wir Mitarbeiter und auch die Kinder lieben das Gebäude. Es hat eine ganz besondere Atmosphäre.«

Westend, das klingt ein bisschen wie »Wilder Westen« – und das war es auch vor über 100 Jahren, als das neue Stadtviertel mit Beginn der Industrialisierung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts am westlichen Ende der Stadt entstand. Es war ein »Glasscherbenviertel«, also eines für Arbeiter und ärmere Leute. Mit wenig Licht und Sonne in den Wohnungen und engen Innenhöfen, kaum Bäumen und Freiflächen. Damals zogen vor allem junge, kinderreiche Arbeiterfamilien ins Westend.

Der achte Stadtbezirk, die Schwanthalerhöhe oder allgemein Westend genannt, hatte von allen Münchner Stadtbezirken immer schon den geringsten Grünflächenanteil. Für Wiesen und Bäume gab es keinen Platz. Kein anderer Stadtteil Münchens ist dichter bebaut. Auch heute noch sind lediglich sieben Prozent des insgesamt 209,4 Hektar großen Stadtbezirks freie Grün- und Erholungsfläche. In den Sanierungsblöcken wiesen die Planer daher »Gemeinschaftsgrünflächen« aus. Es entstanden ruhige Oasen – wie in dem Block zwischen Westend- und Guldein-, Astaller- und Schnaderböckstraße, der einen Preis im bundesweiten Wettbewerb »Gärten im Städtebau« gewonnen hat.

Gartenbeete mit Tomatenstauden, Salatköpfen und Kräutern gibt es auch vor der IG Feuerwache. Der neue interkulturelle Garten dort war laut Ameres schon



Das Gewinnerfoto eines Wettbewerbs von donna mobile zeigt Rentner beim Schach und spielende Kinder am Gollierplatz (2011).

H I N T E R G R U N D :

Das Westend gehört zu den am dichtest besiedelten Vierteln Münchens. Im Stadtbezirk gibt es derzeit 34 Kindertageseinrichtungen, zwei Grundschulen, eine Mittelschule sowie eine Realschule. Der Anteil der Jugendlichen liegt mit 15,7 Prozent etwas unter dem städtischen Durchschnitt. (Stand: 2013)



Die Bergmannschule.

lange geplant. Es hat aber gedauert, bis er 2011 endlich verwirklicht wurde. Er besteht aus zwölf Beeten mit jeweils 15 Quadratmetern Flächen, sowie 8 Hochbeeten und vier Bienenvölkern. Interessierte Bewohner aus der Nachbarschaft konnten sich um die Bewirtschaftung bewerben. Eines der Beete betreuen die Kinder und Jugendlichen aus der IG Feuerwache. Auf der Freifläche in der Mitte ist mit Hilfe des Bezirksausschusses ein Pavillon als offener Treffpunkt entstanden. Als nächstes ist die weitere Gestaltung der Gartenmitte mit Mosaiken geplant.

Es sind vier große Bereiche, in denen sich die Mitarbeiter der IG Feuerwache vor allem engagieren: Schülerförderung, Berufsorientierung, Freizeitgestaltung sowie muttersprachliche Elternbildung und -beratung. Der Schwerpunkt der Arbeit liegt immer schon mehr auf der schulischen Bildungsarbeit. Bei der Schülerförderung mit Hausaufgabenbetreuung, Mittagstisch und Freizeitangeboten arbeitet die IG Feuerwache eng mit der benachbarten Mittelschule an der Ridlerstraße zusammen.

In Kooperation mit der Schule organisiert die IG Feuerwache das Angebot einer »Offenen Ganztagschule«. Rund 70 Kinder aus den Klassen 5 bis 10 werden in vier Gruppen betreut, teils an der Schule selbst, teils in den Räumen der Feuerwache. Außerdem gibt es zusätzliche Lernangebote für Schüler, die besondere Unterstützung benötigen, sozialpädagogische Lernhilfen, Quali-Kurse und Schulsozialarbeit. Zu den Angeboten der offenen Jugendarbeit in der IG Feuerwache kommen auch andere Kinder aus dem Westend und dem angrenzenden Sendling.

IG-Mitarbeiterin Melisa Budimlic leitet das Projekt »Offene Ganztagschule an der Ridlerstraße«. Wie sieht sie die soziale Situation der Familien im Westend? »Zu uns kommen viele Kinder aus sozial schwachen Familien und aus schwierigen Verhältnissen, in denen die Eltern Hartz IV beziehen müssen«, erzählt sie. Zu fast 80 Prozent sind es Migrantenfamilien. Die Klassen der Ganztagschule an der Ridlerstraße sind nach wie vor multikulturell besetzt. In manchen Klassen sitzen nur zwei oder drei deutschstämmige Kinder, die anderen haben alle einen Migrationshintergrund.



Platz zum Spielen haben Kinder nach der Sanierung auch in vielen begrünten Innenhöfen.



Hier sind Kinder erwünscht! In vielen Höfen finden sie fantasievolle Spiellandschaften.

Nach dem Zweiten Weltkrieg sah das Westend ziemlich alt aus. Vor dreißig Jahren, als die Sanierung im Viertel begann, war dies die letzte Gegend, der man einen »In-Status« bescheinigt hätte. Die Mieten waren billig, die Wohnungen eng, die Häuser heruntergekommen und die Straßenzüge grau. Viele Bewohner verließen den Stadtteil. Die Bevölkerung ging in den Jahren zwischen 1950 und 1964 um 12 Prozent zurück. In die leerstehenden Wohnungen zogen Gastarbeiterfamilien und Menschen mit wenig Geld. 1975 lag der Migrantenanteil bereits bei 29 Prozent. Das Westend galt in dieser Zeit als Stadtviertel der Ausländer, der Armen und Alten.

Der Leiter der IG Feuerwache erlebt das Westend nach wie vor als Stadtviertel mit hoher Migrationsdichte: »Selbst an den Grundschulen haben die Kinder immer noch zu etwa 50 Prozent einen Migrationshintergrund.« Gerhard Ameres arbeitet gerne im Westend: »Für mich und meine Kolleginnen und Kollegen ist das hier ein idealer Arbeitsplatz. Mitten in der Stadt, in einer grünen Oase, mit bester Verkehrsanbindung, von der Stadt gefördert, mit sehr guter Unterstützung durch Jugendamt und Bezirksausschuss. Solche Einrichtungen können sich andere Städte teilweise gar nicht mehr leisten. Es macht Freude, hier zu arbeiten. Und auch unsere Kinder und Jugendlichen schätzen sehr, was ihnen hier geboten wird.«

»Viele Eltern aus anderen Kulturen können ihre Kinder schulisch selbst nicht unterstützen«, sagt Melisa Budimlic. »Ich beobachte, dass diese Kinder, wenn sie mehr Unterstützung und Nachhilfe erhielten, auch die Realschule oder das Gymnasium schaffen würden.« Doch sie ist optimistisch: »Ich denke, dass wir viele der Jugendlichen hier gut auffangen und es schaffen, dass sie Perspektiven sehen und nicht auf der Straße herumhängen.«

Neben dem MKJZ und der IG Feuerwache sorgen dafür noch viele weitere Organisationen und Vereine im Westend, wie etwa das **Bildungslokal in der Ligsalzstraße** oder **Artists for Kids**, deren Büro sich in der Schießstättstraße befindet. Der Verein, der von einer Reihe prominenter Künstler und Schauspieler unterstützt wird, bietet auch Krisenhilfe und Intensivbetreuung für Familien von Kindern und Jugendlichen in besonders schwierigen Situationen.

H I N T E R G R U N D

Mehr als 30 Kindertageseinrichtungen zur Betreuung von Klein- und Grundschulkindern gibt es im Viertel. Für 97 Prozent der 3- bis 6-Jährigen gab es 2014 einen Kindergartenplatz. Nachholbedarf bestand noch im Bereich der Betreuung 1- bis 3-Jähriger. Hier lag der Versorgungsgrad bei 56 Prozent.



Spielen erlaubt! Die Landschaftsskulptur aus bis zu drei Meter hohen Rasenhügeln und einer beispielbaren »Dünenlandschaft« mit Klettergeräten und Trampolinen entstand im Rahmen des Kunstprojekts Theresienhöhe und wird von Kindern wie Eltern gern genutzt.

»Leider kommen die Freizeitangebote bei uns manchmal ein bisschen unter die Räder«, bedauert Gerhard Ameres. Es gibt Veranstaltungen und Gruppen in den Bereichen Musik, Tanz, Theater und Sport, dazu in den Ferien Jugendaustausch und internationale Begegnungen, z.B. in Italien und in der Slowakei. In der IG Feuerwache befindet sich auch das Hauptquartier der interkulturellen Münchner Straßenfußball-Liga Bunt kickt gut. »Ein absoluter Höhepunkt«, erzählt der Sozialpädagoge, »war für uns der Besuch der schwedischen Kronprinzessin Victoria mit ihrem Mann Prinz Daniel im Mai 2011.« Als der Stadtrat 1999 den Beschluss fasste, dass in die alte Feuerwache ein Jugendzentrum einziehen sollte, musste das Gebäude zunächst renoviert werden. Für ein Jahr zog die Einrichtung vorübergehend in das ehemalige Edeka-Gebäude gegenüber, wo heute die Medienfabrik steht. Zunächst gab es Widerstand gegen die Pläne für die Feuerwache und Probleme mit Nachbarn, die befürchteten, dass ein Jugendzentrum in der Nähe den Wert ihrer Wohnungen mindern könnte. »Aber das haben wir ganz gut hingekriegt«, berichtet Gerhard Ameres. Als Leiter der IG Feuerwache hat er die Bebauung des alten Messegeländes hautnah miterlebt: »10 Jahre lang hatten wir hier nur Baustellen rundherum. Jede unserer Zuleitungen wurde mindestens einmal angebaggert, wir hatten Stromausfälle und das Haus vibrierte manchmal wie bei einem Erdbeben.«

Im Westend viel Neues: Auf dem Areal der Alten Messe wurden im letzten Jahrzehnt rund 1500 neue Wohnungen gebaut, davon viele für Familien mit Kindern und zu 40 Prozent öffentlich geförderte Sozialwohnungen. Mit dem neu entstandenen Wohnviertel hat der Stadtteil ein ganz neues Gesicht bekommen. Wie hat sich die Sozialstruktur im Viertel verändert? Ist es zur allseits befürchteten »Gentrifizierung« gekommen? Gerhard Ameres sieht die Entwicklung ein wenig gebremst durch den Sozialwohnungsbau auf dem Messegelände und vor allem durch die traditionell starke Präsenz der Wohngenossenschaften im Westend. »Natürlich gibt es jetzt hier in der Ganghoferstraße auch luxuriöse Eigentumswohnungen mit großer Dachterrasse, die 800.000 Euro kosten«, räumt er ein. »Aber gerade in dem großen Neubaugebiet südöstlich der Feuerwache in Richtung Bahndeckel ist die Bevölkerung sehr gemischt. Das war auch von der Stadtpolitik so gewünscht, und das finde ich gut.«



Als »Bahndeckel« wird der Quartiersplatz Theresienhöhe von den Anwohnern passend bezeichnet – eine riesige Betonplatte über den Bahngleisen an der Grenze zu Sendling. Er ist ein beliebter Treffpunkt für Mütter und Väter mit kleinen Kindern. Auch Carina Schweiger ist oft hier zu finden mit ihren vier Tageskindern. »Der Platz wird von den Kindern fantastisch angenommen«, erzählt sie, »obwohl außer dem großen Klettergerüst eigentlich keine Spielgeräte vorhanden sind.« Der weitläufige, 16.800 Quadratmeter große Platz besitzt eine besondere Ausstrahlung und wohl deshalb Anziehungskraft auf Kinder und Erwachsene gleichermaßen.

Der Quartiersplatz Theresienhöhe entstand im Rahmen des Kunst-am-Bau-Programms QUIVID der Stadt München. Er wurde im Auftrag des Baureferats gemeinsam von Künstlern und Landschaftsarchitekten gestaltet. Dreizehn Teams hatten sich in einem internationalen Wettbewerb an der Ausschreibung des Projekts beteiligt. Auch die Bürger wurden intensiv in die Planungen mit einbezogen. »Ich war dabei, als die Planer den Anwohnern den Siegerentwurf vorstellten. Die grünen Hügel da vorne sollen die Alpen im Süden darstellen – und hier, die braunen Flächen mit dem Sand dazwischen, die Dünen im Norden Deutschlands«, erklärt Carina Schweiger das hinter der Gestaltung stehende Konzept.

Seit 2008 arbeitet Carina Schweiger als Tagesmutter im Westend. Sie lebt mit ihrem Mann und den eigenen beiden Kindern im Neubaugebiet auf der Theresienhöhe und ist begeistert: »Es gibt so viele junge Familien hier. Für Familien mit Kindern ist das Leben einfach Klasse!« Einziger Wermutstropfen, den das Westend jedoch mit vielen anderen Stadtteilen in München teilt: »Obwohl zwei nagelneue Kindergärten gebaut worden sind, ist die Betreuungssituation für Kleinkinder immer noch schwierig – ebenso wie für Schulkinder berufstätiger Eltern.« Drei ihrer vier Tageskinder kommen diesen Herbst in den Kindergarten. Die frei werdenden Plätze sind längst vergeben und noch weitere sieben Frauen stehen auf der Anwärterliste der Tagesmutter, die verzweifelt einen Betreuungsplatz für ihre Kinder suchen. Im Westend – und nicht nur hier – nichts Neues. Johanna Bauer

Das kunstvolle Klettergerüst auf der Gemeinschaftsgrünfläche zwischen Schrenk- und Westendstraße ist beliebt bei großen und kleinen Kletterern.



Mit lautem Getöse wird auf dem alten »Metzeler«-Gelände Platz geschaffen für den Gewerbehof.



Die Stadt hatte das Metzeler-Gelände gekauft, um auf einem Teil den Gewerbehof zu bauen, der 1984 eingeweiht wurde. Damit ist ein verträgliches Nebeneinander von Wohnen und Arbeiten erhalten geblieben.



Gewerbebetriebe

Neues Leben **in alten Mauern**

Der Gewerbehof Westend bietet klassischem Gewerbe und Kunsthandwerkern Raum zur Gestaltung

»Die Kernkompetenzen der Metropolregion München liegen in der Konzentration von Wissen auf einem in Europa führenden Niveau, einer sehr breiten technologischen Basis mit einer Vielfalt an zukunftsorientierten Branchen sowie höchster Lebensqualität in reizvoller Landschaft verbunden mit bester Infrastruktur.« Lob und Anerkennung für München als Global Player allerorten – und dennoch. Die bayerische Metropole vorrangig als Dienstleistungs- und Technologiestandort wahrzunehmen, verkennt die Realität. Das produzierende Gewerbe ist der Riese, den kaum jemand wahrnimmt. Mit einem Beschäftigtenanteil von fast zwanzig Prozent und einem Umsatzanteil von fast fünfzig Prozent findet sich hier die tragende Säule des Wirtschaftsstandortes München. Eine gesunde Mischung aus verarbeitenden und technologieorientierten Gewerbe und Dienstleistungen kann als München-typisch angesehen werden.

Dass die kleinen Betriebe ganz groß sein können, verdanken sie auch dem seit über dreißig Jahren erfolgreichen Konzept des Gewerbehofes. Hier findet in der stark verdichteten Stadt das klassische Gewerbe noch Platz. Die Gewerbehöfe bieten kleinen und mittelständischen Betrieben die Möglichkeit eines innenstadt- und damit kundennahen Standortes. Kleinteilige Produktionsflächen erlauben es zudem dem traditionellen Handwerker im Stadtgebiet in attraktiver Lage präsent zu sein. Arbeit ist das halbe Leben – oder sogar mehr? In dem engen Nebeneinander unterschiedlicher Menschen, Ziele und Unternehmen kann in einem Gewerbehof ein soziales Gebilde entstehen, das imstande ist, fruchtbare Formen der Zusammenarbeit hervorzurufen.

Ein eindrucksvolles Beispiel wie ein innerstädtischer Produktionsstandort erhalten und entwickelt werden kann, ist der Gewerbehof Westend. Gerhard Forster von der Münchner Gewerbehof- und Technologiezentrumsgesellschaft mbH (MGH) hebt die Vorteile hervor: »Gewerbehöfe nutzen durch ihre verdichtete Bauweise die Grundstücksflächen besser aus und reduzieren dadurch die Kosten. Zudem erhalten sie die Mischung von Wohnen und Arbeiten in urbanen Verdichtungsräumen und verbessern die Entwicklungschancen der untergebrachten Betriebe.« So seien Druckereien unter das Dach des Gewerbehofes »geflüchtet«, weil sie

DIE MÜNCHNER GEWERBEHÖFE

In den sechs Gewerbehöfen der Münchner Gewerbehof- und Technologiezentrumsgesellschaft mbH (MGH), einer Beteiligungsgesellschaft der Landeshauptstadt München, der Industrie- und Handelskammer für München und Oberbayern und der Handwerkskammer für München und Oberbayern, sind am Frankfurter Ring, in Sendling, Giesing, Perlach, Laim und eben Westend auf rund 64.000 Quadratmetern fast 230 Betriebe ansässig. Die Gewerbehöfe am Ostbahnhof und Westpark werden von der stadteigenen Münchner Gesellschaft für Stadterneuerung mbH (MGS) betreut. Insgesamt stehen in den Münchner Gewerbehöfen und dem Technologiezentrum rund 105.000 Quadratmeter zur Verfügung. 400 Unternehmen haben hier ihre neue Wirkungsstätte gefunden.



In Handarbeit werden Kordeln oder auch Schnüre aus der eigenen Seilerei zu kunstvollen Quasten, Raffhaltern und Blütenfransen vollendet. Ebenso sind handgewebte Borten und Fransen im Angebot.

Besonders stolz ist Tobias Gattermann auf seinen Webstuhl, der seit Gründung der Werkstatt im Jahr 1894 in Gebrauch ist.



an ihren alten Standorten mit ihren schweren und lauten Maschinen Probleme bekommen hätten. Hier könnten sie nun Tag und Nacht ungestört arbeiten. Zudem würden langfristige Mietverträge zu dauerhaft günstigen Konditionen von 8,30 Euro für den Quadratmeter den Mietern Planungssicherheit geben, was zu einer momentanen Auslastung von 93 Prozent führe.

Auf dem Fabrikgelände der ehemaligen Metzeler Gummiwerke ist 1984 der Gewerbehof gegründet worden. Er liegt mit seinen 127 Betrieben zentral zwischen der S-Bahnstation Donnersberger Brücke und der U- und S-Bahnstation Heimeranplatz. Der Gebäudekomplex besteht aus zwei Bauabschnitten. Die Gebäude haben vier bzw. fünf Stockwerke. Dazu gehört ein Parkhaus mit über 380 Stellplätzen, weitere 94 Stellplätze befinden sich im Hof. Räume bis fast vier Meter Höhe, Flure, die so breit sind, dass sie fast beängstigend wirken und große Lastenaufzüge in allen Etagen bieten gute Arbeitsmöglichkeiten für Betriebe verschiedener Branchen auch in den oberen Stockwerken. Darunter befinden sich Betriebe, die man hier nicht erwartet. Etwa eine **Posamentenmanufaktur**. Eine von vielleicht zehn in ganz Europa, wie Tobias Gattermann, der Eigentümer, nicht ohne Stolz hervorhebt. Betritt man seine Werkstatt, wird man umgarnt von Quasten, Borten, Fransen, Kordeln, Seilen ... Dies alles sind nämlich Posamenten, Besatzartikel, die als Zierde für Möbel und Raumausstattung und früher auch häufig für Uniformen verwendet wurden. So findet Gattermann denn seine Kunden auch in Hotels und Schlössern, oder in Kirchen. »Wir sind eine kleine, aber feine Adresse«, meint Gattermann. »Wir haben uns auf Sonderanfertigungen spezialisiert«. Seine Werkstatt wurde 1894 in Nürnberg gegründet. Als Gattermann sie 1995 übernahm, kreierte er eine eigene Kollektion nach alten klassischen Vorlagen und neuen Ideen. 1999 verlegte er seinen Geschäftsbetrieb nach München, und fühlt sich mit seinem Kunsthandwerk im Gewerbehof gut aufgehoben.

Zwei Stockwerke tiefer fühlt sich seit 1984 der **Möbelrestaurator Werner Petzuch** ebenfalls wohl. Und stolz: Hier im Gewerbehof hat er 2012 einen einzig-



artigen Auftrag in die Tat umgesetzt. Als Geschenk zum 60-jährigen Priesterjubiläum von Papst Benedikt XVI. wünschte sich der Vatikan einen neuen Ambo für den Petersdom. Ein Ambo ist eine am Boden stehende Kanzel, von der aus im Gottesdienst zu den Gläubigen gesprochen wird. Das bisherige Modell empfand der Zeremonienmeister als zu schlicht, er wollte einen Ambo, der des Peterdoms würdig ist. Nun hat er einen – gefertigt aus schellackpoliertem Nussbaum mit Elfenbeineinlagen, in einer barocken Form mit zahlreichen Profilen am Sockel und am Handlauf, verziert mit drei vollständig vergoldeten Reliefs. Mit einer solchen wahrlichen Meisterleistung lässt sich leichter Abschied nehmen. Meister Petzuch hat seinen Betrieb mittlerweile an zwei junge Nachfolger übergeben. Diese wollen in alter Tradition restaurieren, konservieren, schreinern und drechseln. Aber – so bedauern sie: »Eine Arbeit für den Vatikan – mehr geht nicht«. Wer weiß.

Handwerkliches Geschick wird auch vom **Orthopädietechniker** verlangt. Dieser Beruf erfordert sowohl Einfühlungsvermögen bei den zu versorgenden Patienten als auch großes Geschick im Umgang mit vielen unterschiedlichen Werkstoffen. Orthesen und Prothesen werden als Einzelstücke aus Holz, Leder, Metall oder Kunststoff gefertigt. Aber nicht nur das. Durch neue Technologien werden die Funktionen einiger orthopädischer Hilfsmittel verfeinert. Es gibt zum Beispiel elektronisch gesteuerte Prothesen, weshalb Orthopädietechniker sich auch auf den Gebieten der Elektronik, Pneumatik und Hydraulik auskennen müssen. Diese umfassende Herausforderung für einen Handwerker kann man bei einem Besuch der Werkstatt von Bernd Feierabend nachvollziehen.

Er führt den 1932 gegründeten Familienbetrieb in dritter Generation. »Durch die Prominenz der Paralympics, der Olympischen Spiele der Menschen mit Behinderung, rückt auch unser Handwerk mehr in den Mittelpunkt«, hebt Feierabend hervor. Viel zu wenig bekannt sei zum Beispiel, dass Diabetiker speziell mit ihren Füßen behutsam umgehen müssen. Diabetische Füße seien besonders gefährdet, da die Nerven und die Durchblutung nicht mehr richtig funktionieren. Dies ist

Der Möbelrestaurator Werner Petzuch kann sich beruhigt zurückziehen. Er hat seine Nachfolger gut vorbereitet. Die beiden Junghandwerker können auf Petzuchs gutem Ruf und einem festen Kundenstamm aufbauen.

EINE KLEINE AUSWAHL

Betriebe im Gewerbehof:

www.posamentenmanufaktur.de

www.petzuch-restaurierung.de

www.feierabend-ortho.de

www.pelodruck.de

www.laser-gruener.de

Weitere Gewerbebetriebe:

Saxophonbauer Max Frei
Parkstraße 4

Vergolderin Karin Havlicek
Gollierstraße 13
www.perfect-art-service.com

Geigenbau Alexander Grünert
Holzapfelstraße 4
www.gruenert.eu

Schreibwaren Häfele
Holzapfelstraße 1



Bernd Feierabend schätzt an seinem Beruf, dass er nicht nur mit unterschiedlichen Werkstoffen arbeitet, sondern dass er auch vielen Menschen helfen kann.

Wacker rattert die alte Druckmaschine von Heidelberg. Ernst Lohner wartet sie mit viel Hingabe. Doch verfügt er natürlich auch über moderne Maschinen.



An den Orthopädie-Schuhmacher werden große Herausforderungen gestellt. Seine Schuhe erfüllen medizinische Funktionen, sollen aber auch modisch sein.

eine der größten Herausforderungen für die Orthopädie-Schuhmacher. Doch die von ihnen gefertigten Schuhe geben nicht nur Halt oder gleichen Fehlbildungen aus. Neben der medizinischen Funktion achten sie darauf, dass das Schuhwerk modisch und gefällig ist. Sie entwickeln und bauen das sogenannte Innenschuhwerk, das die notwendige Stützung und Entlastung des kranken Fußes bewirkt, über das aber ein normaler, modischer Schuh getragen werden kann. Auch der Einbau von fußmedizinischem Zubehör (z. B. Einlagen) oder die orthopädische Ausrüstung von Normalschuhen etwa durch Korrekturschienen gehört zu ihren Aufgaben. All das ist mit viel Mühe und Arbeit verbunden – aber auch mit Freude. »Wenn Sie einem Menschen helfen, wieder auf die Beine zu kommen, und der einem weinend um den Hals fällt, dann ist das schon etwas Besonderes«, fasst Bernd Feierabend seine Arbeit und seine Motivation zusammen.

Etwas Besonderes will auch die **Druckerei Pelo-Druck** liefern. »Nur durch erstklassige Druckerzeugnisse hebt man sich von der Masse ab«, umschreibt Ernst Lohner die Philosophie seines Betriebes. Er arbeitet für Industriekunden, Mittelstand und Agenturen, »dabei sind wir nicht die billigste Druckerei, aber jederzeit die preiswerteste«. Er fühlt sich mit seiner Druckerei, wie ein gutes Dutzend andere auch, im Gewerbehof gut aufgehoben. Damit stellt das Druckgewerbe den größten Mieterkreis. Lohner bestätigt damit auch die Einschätzung von Gerhard Forster vom Vermieter MGH, dass die Zeiten, wo laute und schwere Maschinen in Hinterhöfen rumorten, vorbei seien. Zum Nutzen aller Betroffenen.

Probleme mit lärmenden Maschinen sind einer Laser-Werkstatt fremd. Hier werden (fast) sämtliche Materialien mit Laserbeschriftung veredelt. Selbst vor Obst und Nüssen schreckt man bei der **Grüner Laser Products GmbH & Co. KG** nicht zurück. Lasergravur ist ein Kennzeichnungsverfahren, bei dem ein Lichtstrahl das Druckbild in das Material eingraviert. Durch den Einsatz verschiedener Lasertypen und Wellenlängen lässt sich ein sehr umfangreiches Spektrum an Materialien beschriften. Hierzu zählen alle Metalle, Kunststoffe, Glas, Holz, Karton, Leder, Obst, Textilien. Die Vorteile gegenüber anderen Beschriftungsmethoden: Hohe Beständigkeit, hohe Qualität, Beschriftung von rauen und unebenen Flächen. Es wird aber nicht verhohlen, dass es auch Nachteile gibt: Es können keine Farben, sondern nur Kontraste dargestellt werden. Sinnvoll seien Gravuren nur auf kleineren Flächen. Doch mit der seit 1988 gesammelten Erfahrung und dem Gefühl für Werkstoffe aller Art sowie dem Einsatz von Industrielaseranlagen sieht man sich bei Grüner auch für Innovationen gewappnet. So ist man in der Lage, aus einem eingesandten Foto von Tier- oder Personenporträts ein dreidimensionales Porträt zu erzeugen, das in einem Kristallwürfel zu bewundern ist. Grüner hat diese Fertigungsmethode 1997 in Europa eingeführt und ist nach wie vor Marktführer.

Aber natürlich gibt es auch ein Wirtschaftsleben außerhalb des Gewerbehofs. Getreu dem Anspruch, große und laute Betriebe aus dem Wohnumfeld zu verbannen, haben kleine Handwerker und Dienstleistungsberufe nun im Westend eine Heimstatt gefunden. Auch Kunsthandwerker zieht das Flair in ihren Bann. Ein paar wenige Beispiele: Die wenigsten halten es mit Wilhelm Busch, der meinte »Musik wird störend oft empfunden, dieweil sie mit Geräusch verbunden«. Da findet eher Friedrich Nietzsche Freunde im Westend: »Ohne Musik wäre das Leben ein Irrtum!«

Für den **Saxophonbauer Max Frei** ist sein Umzug ins Westend kein Irrtum, im Gegenteil. Vierzehn Jahre hatte er es ausgehalten in einem Schwabinger Hinter-



Die komplette Palette des klassischen Druckgewerbes wird bei Pelo-Druck angeboten, aber auch digitale Plattenbelichtung und Digitaldruck für Kleinauflagen.



hof. Dann war er das »Pumuckl-Dasein« leid, wie er sagt. Nun residiert er in der Parkstraße und fühlt sich hier gut aufgehoben und gut angenommen. »Hier bin ich am Leben beteiligt«. Auch wenn er kaum Laufkundschaft hat, kommen Besucher, die von seinen Instrumenten und Werkzeugen im Schaufenster angezogen werden. Unter Holzbläsern gilt der »Horn-Doktor« Max Frei weit über München hinaus als der Tipp.

Ebenso begeistert von ihrem Beruf und ihrer Arbeit ist die Vergolderin Karin Havlicek. »Alte Techniken zu bewahren und zu lehren, mit traditionellen Materialien zu arbeiten und Werte zu erhalten, sollten die höchsten Ziele unseres Hand-

Augenfälliger Gegensatz: Während im Gewerbehof bei der Firma Grüner mit Lasern alle möglichen Materialien graviert werden, operiert »Horn-Doktor« Max Frei in seiner Werkstatt auf der Parkstraße ein Saxophon.

Intakte Infrastruktur und freundliches soziales Umfeld, moderate Miete, lichte RÄume – die HÄfeles sehen für sich und ihr Schreibwarengeschäft an der Holzapfelstraße nur Vorteile.



Bis zu dreißig Arbeitsschritte sind notwendig, um ein Objekt kunstvoll zu vergolden.



werks sein.« Wer glaubt, vergolden sei einfach ein wenig goldene Farbe mit dem Pinsel auftragen, liegt weit daneben. Unter »Vergolden« versteht man die kunstvolle Veredelung von Oberflächen mit dem einzigartigen goldschimmernden Metall. Bis zu dreißig Arbeitsschritte sind erforderlich. Karin Havlicek, die seit über fünfzehn Jahren Vergolder-Meisterin ist, hat ihre Werkstatt auf der Gollierstraße vor einigen Jahren an die Historikerin Barbara Fuhrmann übergeben. Diese hat ihre Gesellenprüfung im Vergolder- und Fassmaler-Handwerk als Zweitbeste Deutschlands bestanden. Mit den beiden zusammen arbeitet die Restaurator-Meisterin Marion Lindner. Sie hat ihr Können an Orten wie Schloss Nymphenburg oder dem Bayrischen Staatsmuseum bewiesen. Das Trio hat sich auf Blattvergoldungen sowie den Nachbau und die Restaurierung von historischen Bilderrahmen und Antiquitäten spezialisiert.

Wenige hundert Meter weiter, in der Holzapfelstraße 4 haben sich die Brüder **Alexander und Thomas Grünert** auf den Bau und die Restaurierung erstklassiger Kontrabässe verlegt und betreuen namhafte Orchester im In- und Ausland. Und eben von dieser Adresse ist vor neun Jahren Antonie Häfele mit ihrem **Schreibwarengeschäft** quer über die Straße in die neu gebaute Häuserzeile der Holzapfelstraße 1 gezogen. Und hat es nicht bereut. Helle RÄume, moderate Miete, freundliche Kunden, ein Viertel ohne größere soziale Probleme. Ein ganz wenig erbost ist Antonie Häfele über das Image, dass dem Westend nach wie vor »angehängt« werde. Hier sollen die Dummen und Armen wohnen, werde in anderen Stadtvierteln verbreitet. Sie, die seit weit über 25 Jahren hier wohnt, weiß es natürlich besser. Klaus Gertoberens



Kunst, Kultur, Handwerk – im Westend lässt sich das »andere« München entdecken. Und dazu sind auch alle Nicht-Westendler herzlich eingeladen. Jedes Jahr präsentiert sich das kreative Herz des Viertels an einem Wochenende: Open Westend.

Ein Viertel-Bummel

Tradition trifft Moderne

Dem Münchner Westend, dessen bekanntester Bewohner wohl der Monaco Franze war, wird seit Jahren eine goldene Zukunft vorausgesagt. Ein Spaziergang durch die Straßen – vorbei an Modedesign-Ateliers, bunten Cafés und alteingesessenen Betrieben – zeigt, was sich verändert hat und was geblieben ist.

»Fuck the Backmischung« steht in dicken, pinken Lettern auf den beiden Schau­fensterscheiben. Manchmal rümpfen die älteren Herrschaften beim Blick darauf noch die Nase. Die meisten aber finden das Motto von Armin Stegbauers kleinem Konditorei-Café »Das neue Kubitschek« lustig – und freuen sich vor allem auf die verlockenden Torten, die hinter den weiß-gelb-gestreiften Markisen in der Gollierstraße 14 auf sie warten.

Ein völliges Novum ist dieser Laden im Westend nicht: In den vergangenen Jahren haben sich immer mehr bunte Cafés, Boutiquen und Medienbüros zwischen Landshuter Allee, Theresienhöhe und Ridlerstraße eingemietet. Auch deshalb wird die Schwanthaler Höhe seit Jahren als neues In-Viertel beschworen. Die Gegend putzt sich heraus, auch optisch: An vielen Fassaden stehen Gerüste, in beinahe jeder Straße schlägt einem Baustellenlärm entgegen. Denn auch wenn etwa die Hälfte der bestehenden Bausubstanz im Westend vor 1919 entstanden ist: Es wächst überall Neues aus dem Boden, gerade im Südosten, dort, wo früher die Alte Messe stand.

Trotz der Neubauten: Vieles fühlt sich noch an wie vor Jahrzehnten. Die Gehsteige werden von den Theken der türkischen Gemüseläden halbiert oder von ratschenden Westendlern und ihren Hockern eingenommen. Auch im Pizzaladen neben dem »neuen Kubitschek« sitzen angestammte Männer an orangen Plastik­tischen mit Schnauzer und Bier, den Hund unter dem Stuhl. »Hier läuft alles etwas langsamer als etwa im Glockenbachviertel«, sagt Café-Betreiber Armin Stegbauer. Der Mittvierziger mit pinkfarbener Carrera-Sonnenbrille, tiefsitzender Jeans und rosa



Hemd ist einer der Kreativen, der für frischen Wind im Viertel sorgt. Eine seiner vielen Ideen sind seine kreativen Objektorten. Die haben Namen wie »Schlanke Edeltraut« oder »Barbie Sarg 1« und werden mit dem Service »Bei Anruf Torte« samt Entertainmentprogramm an seine Kunden ausgeliefert.

Eine szenige Zukunft? Das Westend wäre bis vor wenigen Jahren die letzte Gegend gewesen, der man das vorausgesagt hätte: Anfang des 19. Jahrhunderts siedelten sich am damaligen Stadtrand Brauereien, Schwefelsäure-, Teer- und Leimfabriken an. Es stank zum Himmel, deshalb waren die Mieten günstig. Man sprach vom »Glasscherbenviertel«. Oder von der »Rossfleischinsel«, auf der Menschen wohnten, die sich kein anderes Fleisch leisten konnten. Bis auf die Augustiner-Brauerei sind die Fabriken heute alle wieder weg. Die billigen Mieten aber sind noch lange geblieben. In den Siebzigern zogen deshalb vor allem Gastarbeiter und Menschen mit wenig Geld ins Westend. Der Rest waren – und sind – bayerische Urgewächse, die so stolz auf ihr Viertel sind, dass sie sich nicht vorstellen können, anderswo zu leben. Wie der Monaco Franze, der laut Drehbuch von Helmut Dietl dort geboren ist, »wo die Kazmair- der Ligsalzstraße begegnet«. Zwar nur fürs Fernsehen erfunden, ist er doch ein Abbild des typischen Westendlers, der von seinen Wurzeln im Arbeiterviertel nicht loskommt und immer wieder dorthin zurückkehrt.

Für Armin Stegbauer ist diese Liebe zum Westend völlig verständlich. »Mich haben damit zwei Bekannte angesteckt, die um die Ecke schon länger ihre Geschäfte haben«, sagt er. Ein Jahr suchte er in der Gegend nach einem frei werdenden Laden, um einen modernen Gegenpol zu seiner 50er-Jahre-Konditorei »Kubitscheck« in der Waldfriedhofstraße zu setzen. Im Sommer 2010 feierte er Eröffnung, heute grüßt er geföhlt jeden zweiten Passanten, genießt die urbane Atmosphäre – und den ausbleibenden Hype ums Viertel: »Klar ist es im Kommen. Aber alles ist entspannt, es läuft nichts heiß.«

Eigentlich heißt der Bezirk ja Schwanthaler Höhe, benannt nach dem Bildhauer Ludwig von Schwanthaler (1802–1848), der die Bavaria entwarf. Doch kaum einer nennt das Viertel anders als Westend. Vielleicht, weil die Münchner – wegen der immerwährenden Gemütlichkeit als Millionendorf verschrien – wenigstens dem Namen nach eine Gegend haben wollen, die ein bisschen nach wilder Großstadt und sündigen Abwegen klingt. Oder weil hier auf der Schwanthaler Höhe niemand hoch hinaus kam. Bisher zumindest.

Allen Unkenrufen zum Trotz: Das Westend hat seinen Charme bewahrt. Neben hippen Läden gibt es hier auch so bodenständige Betriebe wie diese Schneiderei.



Der Discount-Telefonshop ermöglicht längere Gespräche ins außereuropäische Ausland zu zivilen Preisen.



»Fuck the Backmischung«
lautet das Motto des Café
Kubitschek. Die Kuchen sind
selbstgemacht.

Mitten im Gewerbehof fertigt
die Künstlerin Heike Schaefer
ihre organischen Skulpturen.





Mit ein wenig Phantasie wird aus einem kalten Industrieraum ein gemütliches Künstleratelier.

Denn spätestens mit Angelika Paschbeck hat sich das geändert. Sie kennt man inzwischen sogar in Asien. Gerade in Japan und Hongkong liebt man die individuellen Teile ihres Labels »Fummel+Kram«, die im Hinterhof der Ligsalzstraße 37 entstehen. Seit 2003 entwirft die zierliche Designerin mit dem blonden Wuschelkopf fröhlich-absurde Comictiere und Fantasiegestalten, die auf Shirts, Röcken, Kleidern, Mänteln und Tüchern ein neues Zuhause finden. Das Besondere: »Ich hole das Maximum aus dem Garn heraus«, erklärt sie, die Figuren sind also in ganz unterschiedlicher Dicke aufgestickt. Jedes Kleidungsstück wird damit zur haptischen Erfahrung. Die Schnitte gibt Angelika Paschbeck ebenfalls vor, produziert wird aber vor allem im Ausland.

Der günstigen Mieten wegen kam die junge Frau nach dem Studium ins Westend. Irgendwann wurde die Altbau-WG in der Fäustlestraße zum Wohnen und Arbeiten zu eng, sie zog 2008 ans andere Ende des Bezirks. »Dass ich dieses Atelier gefunden habe, war reines Glück«, sagt sie. Es war früher ein Pferdestall, das Gewölbe ist noch zu erkennen, später wurde es zur Schreinerei, auch das Eiscafé Sarcletti hat hier Schleckereien hergestellt und ein Fotograf sein Studio betrieben. Der Betonboden ist seit Jahrzehnten grau lackiert, der Putz bröckelt ein bisschen von den Wänden, eine alte Industrienähmaschine aus den 1950er Jahren erinnert daran, wie das früher funktioniert hat mit dem Modemachen. Heute passiert fast alles an den modernen Flachbildschirmen – wie in den meisten Berufen.

Unzählige weiße oder graue Computer spitzen durch die großzügigen Schaufensterbüros in den Straßen des Westends. Hinter den Glasscheiben tun sich aber auch immer wieder leere Räume mit Zementsäcken und Tapeziertischen auf, die die Fantasie anregen: »Was hier wohl entsteht?« Dazwischen immer noch Fernsehläden, Metzgereien, Reinigungen und andere Fachgeschäfte, an denen Nostalgiker ihre Freude haben.

Früher zählte auch die Schlosserei von Thomas Röpke zu diesen Unikaten. Bis vor vier Jahren lebte und arbeitete der Mittvierziger in einem Hinterhof zwischen Schrenk- und Fäustlestraße, nur eine schmale Hofeinfahrt führte von der Landsberger Straße aus zu ihm. Wer sich derzeit auf Google Streetview umsieht, erahnt den münchenerischen Industriecharme, den er so gemocht hat: Zur Zeit der Auf-



Werbung in eigener Sache:
In Holzkisten präsentieren
Teilnehmer von »Open
Westend« ihre Angebote.

nahme im Sommer 2008 stand die alte Bausubstanz noch. Heute klappt hier eine Baulücke – und Thomas Röpke ist schon lange mit seiner »Metalware GmbH« zur Herstellung von Möbeln, Messebauten und Ladeneinrichtungen in einen modernen Komplex etwas weiter in den Süden gezogen, in die Adi-Maislinger-Straße. Eigentlich liegt die schon in Sendling, doch ein Blick aus der großzügigen Glasfassade über die Bahnleise reicht, um wieder im Westend zu sein.

»Es hat schon viele Vorteile, jetzt hier zu sein«, sagt der Handwerker mit der schwarzen Kluft und der modernen Brille aus Metall. »Ich kann zum Beispiel auch sonntags Lärm machen, wenn ich mal arbeiten muss. Die Heizung und alles andere funktioniert natürlich auch.« Trotzdem trauert er dem Charme seiner alten Bleibe samt Kopfsteinpflaster, grün lackierter Holztore und 150-qm-Loft hinterher: »Das war einfach bisserl was anderes. Das Tollste war das Gentlemen's Agreement mit dem früheren Eigentümer. Ich konnte machen, was ich wollte. Wände rausnehmen, einen Kamin einbauen, einen riesigen Ventilator an die Decke hängen. Nur im Winter war es saukalt.« Er versteht, dass nicht jeder etwas mit dem abgeschabbelten Ambiente dieser ehemaligen LKW-Reparaturwerkstatt anfangen konnte – und der jetzt entstehende Neubau einträglicher ist als eine Sanierung des Hinterhofkomplexes. Wehmut bleibt dennoch: »Was diese coole Gegend ausgemacht hat, verschwindet durch solche Entscheidungen immer mehr. Aber das macht wohl jedes Viertel in jeder Stadt irgendwann durch.«

In München war erst Schwabing dran, dann Haidhausen und Neuhausen, zuletzt das Glockenbachviertel, langsam kommt auch Giesing an die Reihe. Ob das Westend mit den bereits bestehenden Trendvierteln gleichzieht, wird sich erst in einigen Jahren zeigen. Fest steht jedenfalls: Es bewegt sich was. Schade, dass dadurch alte Eigenheiten verschwinden. Aber nur so kann auch Neues entstehen. Und das ist auf jeden Fall auch eines: spannend! **Susanne Pahler**



In die ehemaligen Betriebsräume des Metallhandwerkers Thomas Röpke zog erst ein Foliencenter ein. Heute gibt es den ehemaligen Hinterhof gar nicht mehr. An seiner Stelle wurde ein Wohnhaus gebaut (rechts). Röpke (oben) wechselte in den Gewerbehof an der Adi-Maislingerstraße. Hier kann er auch sonntags Lärm machen, ohne die Nachbarn zu nerven.





Links: Hoffest im Osthof der
Gollierstraße 41–45 um 1921.
Oben: Wohnungen der
Baugenossenschaft
Luwigsvorstadt (Ecke
Gollier-/Ganghoferstraße)
vor und nach der Sanierung.

Unten: Arbeiter-
quartiere um 1900.





Der Heilige Rupertus mit Bischofsstab und Salzfass bewacht den Eingang zur Wohnanlage an der Bergmannstraße und erinnert daran, dass es bis zur Zwangsvereinigung 1941 vier aktive Genossenschaften auf der Schwanthalerhööh gab: »München West«, »Ludwigsvorstadt«, »Familienheim« und »Rupertusheim«.

Wohnen in Genossenschaften

Eigentum **auf Zeit!**

Mit dem Beginn der Industrialisierung begann das Elend der Wohnungssuchenden. Von ihrem kargen Lohn mussten die Fabrikarbeiter oft horrende Mieten für marode Wohnungen bezahlen. Wohnungsgenossenschaften, die ihren Mitgliedern guten Wohnraum zu vernünftigen Preisen zur Verfügung stellten, erwiesen sich als wirksame Waffe gegen Wuchermieten und soziale Verelendung. Alte und neue Genossenschaften prägen bis heute das Gesicht des einstigen Arbeiterquartiers auf der Schwanthalerhööh.

Bis ins frühe 19. Jahrhundert war die »Sendlinger Haide«, das spätere Westend, ein unbeachtetes Fleckchen Erde. Hier bestellten ein paar Bauern ihre Felder, aus den zahlreichen Sandgruben bezog die Stadt ihren Baukies. Entlang der heutigen Westendstraße standen ein paar windige Häuser, in denen Sandgrubenbetreiber und auch Tagelöhner hausten. Die Schwanthalerhööhe, auf einer Hochebene westlich der Hangkante des eiszeitlichen Isar-Urstromtal gelegen, bot sich den zahlreichen Brauereien als Lagerkeller an. Mit dieser Betulichkeit war es spätestens 1839 vorbei, als Eisenbahnschienen nach Lochhausen verlegt wurden. Mit der Eisenbahn kamen die Fabriken, die in der Stadt nicht geduldet waren. So wurde in der auf die Schwanthaler Hööhe verlegte

Ein Innenhof, der zum Verweilen einlädt aber auch Platz zum Wäschetrocknen bietet. Neu gestaltet im »Bürgerheimblock«, Bergmann-/Ecke Gollierstraße.



Grünes Westend: Blick auf den Genossenschaftsblock 48, Kazmair- / Gollierstraße.

Schwefelsäurefabrik Soda, Chlorkalk und Glaubersalz hergestellt. Es stank so bestialisch und die Gesundheitsgefährdung war so gravierend, dass 1873 die Stilllegung verordnet werden musste. Da hielten sich die Gummifabrik Metzeler und die Fassfabrik Drexler wesentlich länger. Sie mussten erst 1979 ihre Tore schließen, die Nähmaschinenfabrik Strobel zog gar erst 1996 nach Puchheim um. Schon bald bekam das Quartier wenig charmante Beinamen verliehen. »Räuber-« oder »Glasscherbenviertel« wurde es genannt oder auch »Rossfleischinsel« – weil dort Menschen wohnten, die sich kein anderes Fleisch leisten konnten. Mit seinen knapp 210 Hektar ist heute das Westend der kleinste Stadtteil Münchens, gehört aber mit seinen etwas über 29.000 Bewohnern nach wie vor zu den dichtest besiedelten Vierteln.

Da die Arbeiter nahe ihres Arbeitsplatzes wohnen wollten, wurden bereits 1820 für sie Häuser gebaut. Im Laufe der Jahrzehnte wuchs die Schwanthalerhöhe so zu einem Handwerker- und Arbeiterviertel heran. Wohnblock an Wohnblock, dicht an dicht. Und doch reichte der Raum nicht. In allen europäischen Großstädten herrschte um 1900 eine aus heutiger Sicht unvorstellbare Wohnungsnot. Vor allem gering verdienende Alleinstehende waren davon betroffen. So wurde denn auch in München auf der Bergmannstraße 35 ein sogenanntes Ledigenheim gebaut. Der großen Not versuchten auch Bau- und Wohnungsgenossenschaften Herr zu werden. Seither gehören Genossenschaften zum deutschen Wirtschaftsfundament und spielen eine wichtige Rolle für die Bekämpfung von Armut. So haben denn die Vereinten Nationen 2012 zum Internationalen Jahr der Genossenschaften ausgerufen, um auf deren weltweite Bedeutung aufmerksam zu machen. Ihr Hauptzweck ist es, den Mitgliedern preiswerte Dienste zu sichern, gleich ob es sich dabei um Produktions-, Einkaufs- oder eben Wohnungsgenossenschaften handelt. Genossenschaften sind heute ähnlich organisiert wie andere Wirtschaftsunternehmen. Es gibt einen Vorstand, der die Geschäfte führt. Es gibt von den Mitgliedern gewählte Vertreter, die aus ihrer Mitte einen Aufsichtsrat wählen, der die Geschäftsführung kontrolliert.

Es gibt jährlich eine Vertreterversammlung, in der über die Grundsätze der Geschäftspolitik entschieden wird. Jeder vierte Deutsche ist Mitglied einer Genossenschaft. Im Bausektor war der Grundgedanke damals wie heute, den Mitgliedern sicheres Wohnen zu günstigen Konditionen in einem angenehmen Wohnumfeld zu garantieren. Rund fünf Millionen Menschen leben heute in Wohnungen der etwa zweitausend Wohnungsgenossenschaften. Der Bewohner einer Genossenschaftswohnung ist Mieter und Vermieter zugleich. Er erwirbt ein lebenslanges Nutzungsrecht an seiner Wohnung und kann sich an Entscheidungen für das Haus und allgemeine Belange der Genossenschaft beteiligen.



Der begrünte Innenhof inspiriert Bewohnerinnen und Bewohner zu phantasievollen Balkonbepflanzungen.

Liebevoll gestaltete Fassaden prägen die Außenansicht der Genossenschaftsblöcke.

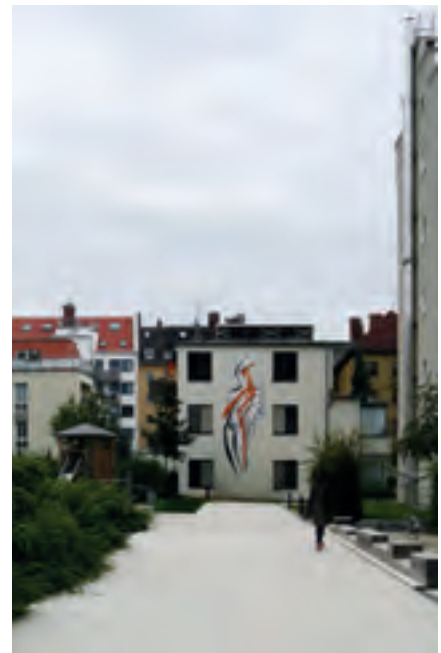


In den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg entstanden im Westend drei Wohnungsgenossenschaften. Zu den dreien kam 1918 eine vierte hinzu. Alle vier wurden 1941 zur heutigen Wohnungsgenossenschaft München-West eG verschmolzen. Mit über 3300 Wohnungen, 70 Gewerbeeinheiten und mehr als 4400 Mitgliedern ist sie heute die größte Wohnungsgenossenschaft Münchens und die zweitgrößte in Bayern. Drei Viertel ihres Wohnungsbestandes hält sie im Westend und sorgt damit dafür, dass hier eine Vielzahl verschiedener Bevölkerungsschichten noch immer ein preiswertes Zuhause weit unter dem Münchner Miet-Durchschnitt findet.

Auch achtet die Genossenschaft neben günstigem Wohnraum auf eine zukunftsfähige soziale Mischung. Mit einer Reihe verschiedener Fördermaßnahmen, vor allem für Familien mit Kindern und ältere Menschen, versucht sie, den verschiedenen Bedürfnissen gerecht zu werden. So ist im November 2011 im Hof des Barthblocks das erste Senioren-Wohnprojekt der Genossenschaft bezogen worden. In den neun neuen Wohnungen können Ältere selbständig bis ins hohe Alter leben. Im Vordergrund soll dabei die Hausgemeinschaft stehen, die sich regelmäßig trifft und so den Kontakt zueinander hält. Der im Jahr 2004 von der Genossenschaft gegründete Verein »Generationengerechtes Wohnen« betreut und begleitet das Wohnprojekt. Der Verein bietet seinen rund 600 Mitgliedern eine Vielzahl an Aktivitäten, Veranstaltungen und Festen. Auch ist eine Wohnung in der Westendstraße 265 zum Nachbarschaftstreff umgebaut worden. Neben Wohnungen in der Tulbeckstraße, auf der Theresienhöhe, in der Blumenau und in Eichenau ist es der fünfte Treffpunkt dieser Art, den die Genossenschaft den Mitgliedern und Mietern ihrer Häuser zur Pflege der Nachbarschaft anbietet.

So nimmt die Wohnungsgenossenschaft München West ihre ureigenste Aufgabe sehr ernst. Dass sich in diesem sozialen Schmelztiegel seine Bewohner mit ihrem Stadtteil identifizieren, ist nicht zuletzt der Verdienst der Genossenschaft. Bei der Gestaltung und Entwicklung des Viertels mischt sie sich intensiv ein. Schließlich entsprechen die 2500 Genossenschaftswohnungen einem Drittel des Stadtteils. »Wir haben ein breites Paket geschnürt, das dafür Sorge trägt, dass das Zusammenleben im Westend stabil ist«, findet Vorstandsmitglied Ludwig Wörner. Ihn treibt aber die Sorge um, dass sich der Charakter des Stadtteils bis zur Unkenntlichkeit verändern könne. Weil in den Nachkriegsjahren die alte Bausubstanz ihrem Verfall entgegenbröckelte, verließen viele das Viertel. Da die Mieten aber niedrig blieben, zogen in den 1970er Jahren vor allem Ausländer und Menschen mit schmaler Geldbörse ins Westend. Heute wohnt hier eine gemischte Bevölkerung, mehr als 42 Prozent haben einen Migrationshintergrund. Der Anteil der Arbeiter ist überdurchschnittlich hoch.

Die Folgen der Stadtsanierung der 1970er und 1980er Jahre und die Neubebauung des ehemaligen Messegeländes zeichnen sich erst mit Verzögerung ab. Damit einher geht eine drastische Veränderung der Wirtschaftsstruktur in den vergangenen 30 Jahren. Inzwischen entfallen nahezu zwei Drittel der Arbeitsplätze auf den Dienstleistungsbereich, den Handel sowie die öffentliche Verwaltung. Das Westend wird seit ein paar Jahren von Kunst- und Medienschaaffenden entdeckt. Die Gefahr besteht, dass der Stadtteil seinen Charakter vollkommen verändert, denn mit der durch die Mietentwicklung verbundenen Verdrängung der alteingesessenen Mieter ändert sich auch die Infrastruktur. Dieser Wandel könnte nach Meinung Wörners nur durch schärfere und erweiterte Erhaltungs-



Zu den jüngst fertiggestellten Objekten der Wohnungsgenossenschaft München-West eG gehören die Wohnungen an der Barthstraße. Im Zuge der Baumaßnahmen wurde als Beitrag zum generationengerechten Wohnen auch ein Haus für ältere Bewohnerinnen und Bewohner errichtet. Ein offener Laubengang verbindet die einzelnen Wohnungen.



Grüne Innenhöfe werden von allen Generationen gemeinsam genutzt.





Die ersten Sonnenstrahlen im Frühjahr genießen die Gäste der Augustiner-Gaststätte »Bürgerheim«.

satzungen, wenn schon nicht gestoppt, so doch verlangsamt werden. Der Erlass von Erhaltungssatzungen ist eines der wichtigsten Instrumente, das den Kommunen an die Hand gegeben ist, um einer städtebaulich sowie sozial unerwünschten Entwicklung gegenzusteuern. So können etwa Luxusmodernisierungen verhindert werden, weil der Rückbau, die Änderung oder die Nutzungsänderung von Gebäuden einer besonderen Genehmigungspflicht unterliegen. Im Juni hat das Referat für Stadtplanung und Bauordnung die Satzung für die Ludwigsvorstadt/Schwanthalerhöhe um weitere fünf Jahre verlängert. Dagegen wurde aber nicht dem Wunsch der Bezirksausschusses und der SPD entsprochen, auch die Mieter in den Gebäuden Holzapfelstraße 11 und Schwanthalerstraße 128 bis 130 durch eine Erhaltungssatzung zu schützen. Damit wollte man dem Fall vorbeugen, dass der Freistaat Bayern die dort befindlichen Landesbankwohnungen an einen privaten Investor verkauft, ohne den Mieterschutz vorher vertraglich gesichert zu haben.

Wenn es nach dem Hamburger Wirtschaftsmagazin »Capital« ginge, wären Erhaltungssatzungen für das Westend wohl überflüssig. Das Viertel, so analysierte das Magazin 2013, sei in »seinem Image als aufstrebender Geheimtipp« steckengeblieben. »Ernüchterung und Realitätssinn« seien eingekehrt. »Weitere Preissteigerungen sind erstmal nicht zu erwarten«. Schlechte Zeiten für Immobilienhaie – gute Zeiten für Mieter! **Klaus Gertoberens**



In der Westendstraße 74 befindet sich das 15. Haus der Wogeno in München. Für vorbildliche Fassadengestaltung erhielt die Genossenschaft 2012 den Fassadenpreis der Stadt München.

Wogeno im Westend

Selbstverwaltet **schöner wohnen**

Die »Genossenschaft für selbstverwaltetes, soziales und ökologisches Wohnen« (Wogeno eG), heimst Preise ein.

Für ihr Haus auf der Pariser Straße 11 gab es den »Ehrenpreis für vorbildliche Sanierung 2010« der Landeshauptstadt München. Das Umweltbundesamt zeichnete 2011 das zukunftsweisende Freiraumkonzept der Caroline-Herschel-Straße aus und die Landeshauptstadt vergab den Fassadenpreis 2011 für die Orleansstraße 61. Der Preis 2012 ging an die Westendstraße 74. Dieses denkmalgeschützte Haus ist 2010 von der Wogeno saniert worden, im April 2011 konnten die dreizehn Wohnungen bezogen werden. Wer eine Wogeno-Wohnung will, muss neben dem üblichen Pflichtanteil zusätzliche wohnungsbezogene Anteile erwerben und sich je nach Situation auch bei der Fertigstellung bzw. Sanierung eines Hauses aktiv beteiligen. Kapitalanteile können in gewissen Grenzen mit handwerklichen Eigenleistungen verrechnet werden. Im Gegenzug verwaltet sich später jedes Wogeno-Haus weitgehend selbst. Die Bewohner sind also Mieter und Vermieter zugleich, auch wenn das rechtliche Eigentum an den Wohnungen bei der Genossenschaft bleibt.

ANSCHRIFT

Wogeno München eG,
Aberlestr. 16 Rgb., 81371 München
Tel: 089/890 57 18-30
www.wogeno.de, info@wogeno.de



FrauenWohnen im Westend

Keine Chance für alte Zöpfe

Frauen haben andere Wohnbedürfnisse als Männer, sagen die Initiatorinnen von FrauenWohnen. In der Westendstraße 74 haben sie ihr jüngstes Projekt realisiert.

»Männer und Frauen passen einfach nicht zusammen«, meinte einst der große Humorist Loriot lakonisch und John Gray wurde mit seinem Buchtitel noch deutlicher: Männer kommen vom Mars, Frauen von der Venus! Was so sehr nach Vorurteil klingt, umreißt ein Grundproblem zwischen Männern und Frauen, das sich auch beim Wohnen nachweisen lässt. Männer stellen gerne Status her, Frauen setzen dagegen auf Kommunikation und Beziehung. Der Münchner Wohnpsychologe Uwe Linke bringt es auf den Punkt: Frauen wohnen mehr als Männer. Und so wundert es nicht, dass Männer auch bei der Planung von Häusern andere Maßstäbe setzen: Riesiges Wohnzimmer, kleines Kinderzimmer, winzige Küche. Gegen solche traditionellen Vorstellungen setzen Frauen auf »Individualität in der Gemeinschaft«, wie es der FrauenWohnen eG vorschwebt.

Die 1998 gegründete FrauenWohn- und Baugenossenschaft ist eine selbstbestimmte, selbstverwaltete Solidargemeinschaft von inzwischen 280 Frauen. Sie hat sich zum Ziel gesetzt, sicheren Wohnraum für Frauen zu schaffen, mit lebenslangem Wohnrecht und dem Schutz vor Kündigung und Spekulation. Unter der Regie der Genossenschaft entstanden auf dem urban gelegenen Grund-

Anfang 2014 sind die ersten Bewohnerinnen in der Westendstraße eingezogen. Im Sommer grünte und blühte es bereits in Vorgärten und auf den Balkonen.

ANSCHRIFT

Frauenwohnen e.G.
 Büro der Genossenschaft:
 Ingeborg-Bachmann-Straße 26
 81829 München
 Tel. 089/18923370
www.frauenwohnen.de
info@frauenwohnen-eg.de



Sommerliche
Vorgartenidylle mitten
in der Stadt.

stück in der Westendstraße 74 vier dreigeschossige Gebäude in Massivbauweise. Der Erstbezug der 25 Wohnungen fand im Frühjahr 2014 statt. Die weibliche Planung sieht Gemeinschaftsräume vor, einen kommunikativen Innenhof mit Spielplatz, Gartenlaube und eine Ecke zum Tanzen und Grillen. Zum Hof hin wurden die Wohnungen mit Laubengängen erschlossen. Die ruhige, private Zone der Wohnungen mit eigenem Balkon oder Gartenanteil liegt vom gemeinschaftlichen Bereich abgewandt.

Damit der Wohnraum bezahlbar bleibt, leisten alle Genossenschaftsmitglieder eine einmalige Einlage von 1100 Euro. Wer einzieht, muss zudem einen unverzinsten Eigenkapitalbeitrag von 870 Euro pro Quadratmeter für frei finanzierte und 400 bis 620 Euro bei geförderten Wohnungen leisten. Zwar werden die Genossinnen nicht Eigentümerinnen der Wohnungen, aber sie erwerben mit diesem Beitrag lebenslanges Wohnrecht zu einer günstigen Miete.

Anders als herkömmliche Mieten ist diese nicht auf Gewinn ausgerichtet, sondern deckt nur die tatsächlichen Kosten. Das Eigenkapital der Bewohnerinnen beträgt etwa ein Viertel der gesamten Grundstücks- und Baukosten. Auf dieser Grundlage kann die Genossenschaft Kredite von den Banken aufnehmen. Die Tilgung und Verzinsung der Fremdmittel erfolgt durch die Mieteinnahmen. Doch der Traum beinhaltet mehr: Es soll sich eine gemischte Gemeinschaft mit Frauen aus allen Lebenslagen und Altersgruppen herausbilden, die sich gegenseitig unterstützen kann. Dürfen auch Männer mit in die Wohnungen ziehen? Ja klar, meinen die Genossinnen, bloß besitzen sollen sie diese nicht. Klaus Gertoberens



Tanzen verbindet.
Jedes Jahr findet im
Westpark das griechisch-
türkische Freundschaftsfest
statt.

Evangelisches Migrationszentrum und Griechisches Haus

Kunterbunte **Gemeinschaft**

Das Evangelische Migrationszentrum unterstützt Menschen aller Nationen, die in München heimisch werden wollen. Hervorgegangen ist das Zentrum aus dem »Griechischen Haus«, das 1974 im Westend als eine der ersten Initiativen zur Integration von Migranten gegründet wurde.



»Das Geheimnis ist der Joghurt. Zuerst legst du eine saubere Stoffwindel oder ein dünnes Geschirrtuch in ein Sieb, stellst eine Schüssel darunter und gießt mehrere Becher Joghurt in das Sieb. Deckel drauf und einige Stunden stehen lassen.« Vor fast zwanzig Jahren vertraute mir »Tante Evi«, die griechische Tagesmutter meines Sohnes, die Geheimnisse ihres köstlichen Zazikis an, das der damals Zweijährige so liebte. »Frische Gurken schälen, hobeln, mit Salz und fein zerdrücktem Knoblauch in die cremige Joghurtmasse rühren – fertig.« Heute noch schwärmt mein Großer von all den Leckereien, die seine griechische Tagesmama einst kochte und die es in keinem Lokal gibt. Liebevoll, konsequent und humorvoll band Evangelia »ihre« Kinder in den Alltag ein und wir lernten rasch, dass zur Familie neben Ehemann und eigenen, schon erwachsenen Kindern selbstverständlich auch die Nachbarn und der ebenfalls griechische Gemüsehändler am Eck gehören.

Griechenland ist in München überall ganz nah. Das Herz von Griechenland aber schlägt im Westen der Landeshauptstadt. In das Arbeiterviertel auf der Schwanthalerhöhe zogen seit den 60er Jahren viele griechische Familien. Sie arbeiteten in den zahlreichen Fabriken, die das Gesicht der Schwanthalerhöhe damals noch prägten. Bei Metzeler, Drexler oder Strobel. Angeworben von deutschen Unternehmen, die händeringend nach Arbeitskräften suchten, kamen sie,

GRIECHISCHES HAUS

Westend, Bergmannstraße 46
80339 München

Telefon: 089/508088-0

Fax: 089/508088-19

E-Mail: info@evangelisches-migrationszentrum.de

Ansprechpartner Leitung:

Constantinos Gianacacos

Telefon: 089/508088-11 und -13

Niki Chatziparassidou

Telefon: 089/508088-15

www.evangelisches-migrationszentrum.de



ebenso wie ihre italienischen und später ihre türkischen Kollegen, um das deutsche Wirtschaftswunder mit anzukurbeln. Zwischen 1967 und 1974 flüchteten zudem zahlreiche Griechen vor der Militärjunta, die das Land mit Angst und Terror überzog – und fanden in München ihre neue Heimat.

Zwei griechische Säulen markieren den Eingangsbereich ins »Elliniko Spiti« das »Griechische Haus« in der Bergmannstraße. Ich erinnere mich an Evangelia. Genauso offen, herzlich, ja fröhlich werde ich empfangen. Der »Chef«, wie ihn eine Mitarbeiterin halb scherzhaft tituliert, Constantinos Gianacacos, führt mich durch das gemütliche Lokal im Parterre des Hauses in sein Büro, das überquillt von Akten, Büchern und Materialien unterschiedlichster Art. Nach wenigen Minuten bietet der Herr dieser kreativen Ordnung das »Du« an. Da redet es sich gleich leichter. Der langjährige Leiter des Griechischen Hauses beeindruckt nicht nur durch seine Größe und den jugendhaften Charme. Im Laufe unseres Gesprächs brilliert er als profunder Beobachter der deutschen und griechischen Geschichte ebenso wie als Kenner von Literatur und Kunst. Viele Jahre war er Vorsitzender der griechischen Schriftsteller in Deutschland. Die Erinnerungen von Migranten sind oft geprägt von der Trauer über den Verlust der Heimat. Auch Costas Gianacacos kennt dieses Gefühl. Seine Mutter reiste 1968 nach Deutschland, arbeitete viele Jahre in Nürnberg am Fließband. 1975 konnte sie endlich die Kinder zu sich holen. Sohn Costas hatte in Griechenland das Abitur gemacht und studierte in München Kommunikationswissenschaften und Germanistik. Er heiratete, bekam zwei Kinder, die heute erfolgreich ihren Berufen nachgehen. Auch der jüngere Bruder studierte und hat heute als Arzt eine Praxis in Nürnberg. Eine erfolgreiche Biografie – und doch bleibt das Gefühl, dass ein wichtiges Detail der persönlichen Lebensgeschichte verlorengegangen ist. »Der Verlust der Heimat kommt einer Amputation gleich. Man trennt sich von geliebten Personen, von vertrauten Räumen, man trennt sich auch von sich selbst größtenteils«, schreibt Costas in einem persönlichen Weblog.

1974 wurde das griechische Haus im Westend gegründet, als Ort gegen die Trauer und als Zentrum der Gemeinschaft: Für Gespräche und Austausch, vor allem aber zur Weiterbildung und Selbsthilfe. Denn viele von denen, die zunächst

Der Leiter des Migrationszentrums, Costas Gianacacos, ist längst in München »angekommen«. 2008 wurde er für sechs Jahre in den Münchner Stadtrat gewählt. Der damalige Oberbürgermeister Christian Ude und der Metropolit der Griechisch-Orthodoxen Gemeinde, Augoustinos, gratulierten zum Amtsantritt.



Niki Chatziparassidou ist Wirtin der kleinen Gaststube, und die Seele des Zentrums.

»nur« für wenige Jahre kommen wollten, hatten sich – aus den unterschiedlichsten Gründen – entschlossen zu bleiben.

Das Haus in der Bergmannstraße entwickelte sich rasch zu einem kulturellen Mittelpunkt griechischen Lebens in München. Etwas ruhiger wurde es erst Mitte der 90er Jahre, erzählt Gianacacos. »Die Kinder der ersten Zuwanderergeneration kennen Griechenland als Urlaubsland – sie sind hier aufgewachsen, sprechen deutsch oft besser als griechisch.« Zugleich war das Bedürfnis nach einer Öffnung des Hauses für die vielen anderen Migranten in den vergangenen Jahren immer stärker geworden. »Zunächst wurde das Griechische Haus für die hier lebenden Griechen und ihre Freunde im Stadtteil eingerichtet«, erklärt Costas. Aber schon bald zog es auch Migranten anderer Nationalitäten an. Das Evangelische Migrationszentrum im Griechischen Haus, das 2004 gegründet wurde, ist ein Kind dieser Entwicklung.

Im Anschluss an unser Gespräch zeigt mir Costas die zahlreichen Räumlichkeiten, die für unterschiedliche Gruppen und Aktivitäten zur Verfügung stehen. Die Farben Griechenlands, blau und weiß vor allem, dominieren: Auf Bildern und Plakaten ist die alte Heimat gegenwärtig. Der Gang durchs Treppenhaus ist eine Lehrstunde in griechischer Kommunikationsfreude. Für jeden, der uns begegnet, findet Gianacacos ein freundliches Wort, eine Frage, einen Gruß. Es dauert ein Weilchen, bis wir am langen Tisch im Café Philó Xenos Platz nehmen können. Niki Chatziparassidou, quirlige Wirtin, versorgt uns mit Getränken und Oliven, die wenigen Gäste, die jetzt, am frühen Abend hier sitzen, plaudern angeregt miteinander und ich denke an meine erste Begegnung mit Griechenland in München.

Evangelia ist seit einigen Jahren wieder in ihre Heimat zurückgegangen. Die Sehnsucht nach dem Land, in dem sie geboren wurde, war stärker, als die Angst, noch einmal alles hinter sich zu lassen. Dagegen hat sie allen, die sie kannten, eine Ahnung vom Licht und von der Wärme Griechenlands und bei ihren Schützlingen die dankbare Erinnerung an glücklich behütete Kindertage und Schüsseln voll mit cremig-köstlichem Zaziki. Sabrina Landes



Die Augustinerbrauerei hält die Stellung. Seit über 100 Jahren befindet sich die Braustätte von Münchens ältester Brauerei in der Landsberger Straße.



In der Gaststube des Augustiner.

Gastronomie

Ein Herz für Gäste

Die Kneipenszene im Münchner Westend ist bodenständig geblieben. Den einen freut's – ist es doch ein Zeichen für die Beständigkeit des Viertels. Unser Autor allerdings, der auf der Suche nach den angesagten Szenelokalen war, wollte sich schon enttäuscht trollen – bis er doch noch fündig wurde und ein Lokal fand, das seinen Ansprüchen genügt.

Es könnte fünfundzwanzig Jahre her sein, als ich das letzte Mal aus der Mitte Münchens ins Westend geriet und Grund war ein Mädchen, das hier am Rande und auf der Höhe tatsächlich wohnte. Aber das ist eine andere Geschichte. Würde sich etwas verändert haben? Einige hatten dies behauptet und hatten davon geredet, dass das Westend groß im Kommen sei, letzte Zuflucht all jener, die der »Gentrifizierung«, die sich nun sogar schon ins Schlachthofviertel gefressen habe, ein letztes Mal entfliehen wollten. Danach bliebe ja eigentlich nur noch der Tod oder der Umzug aufs Land, was im Grunde dasselbe sei. Damals, da lag über dem Viertel – eingesessene Westendler werden das ziemlich sicher anders sehen – es lag über dem Viertel ein graues Tuch, eine Schwere aus diffusem Licht, gedämpften Stimmen, schmutzigen Gehwegplatten. Die Tram rumpelte durch die Kazmairstraße an Fassaden vorbei, die lange schon keine frische Farbe mehr gesehen hatten, in den Fensterhöhlen des Ledigenheims hingen die trostlosesten Gardinen ganz Münchens. Ocker, Umbra und etwas, das vielleicht



Einen guten italienischen Kaffee genoss der Autor im Marietta.

einmal ein Gelb war. Und heute? Ich bin mit gemischten Gefühlen zurück in dieses Viertel zwischen Bahnliesen und altem Messegelände, abseits schon allein, weil es höher liegt und weil die Abbruchkante Richtung Theresienwiese mit seinem »Betongebirge« einen auch körperlich spüren lässt, dass jetzt etwas anderes kommt, dass man sich den Weg ins Westend erarbeiten muss, zumal dann, wenn man zu Fuß oder mit dem Radl aus der Innenstadt kommt und nicht mit U-Bahn oder Auto. Aber das Auto lässt man eh besser draußen, es sei denn man will einen Trabanten spielen, der um Wohnblöcke kreist.

Kann man ein Viertel überhaupt kennenlernen, wenn man nur seine Kneipen und Lokale besucht, die alten und die neuen? Naja, vielleicht ein bisschen ... Die ehrwürdigste aller Brauereien Münchens, die **Augustinerbrauerei**, schirmt das Westend im Norden seit 1885 gegen Landsberger Straße und Bahntrasse ab. Wer zünftig bayrische Wirtshauskultur schätzt, der ist hier gerade richtig, auch wenn ich mir nicht sicher bin, was der brave Sankt Augustin, der mit seinem langen grauen Bart über dem Durchgang zum Hauptgewölbe schwebt, über das lärmige Treiben und Singen in hundert Sprachen denken würde. »The times they are a-changin'«. Richtige Bayern bekommt er ja schon lange nicht mehr zu sehen und das Personal dürfte mit dem Wörtlein »Oachkatzlschwoaf« auch so seine liebe Mühe haben. Ich jedenfalls bin da gleich wieder raus und habe lieber im **Marietta** (Westendstraße, Ecke Holzapfelstraße) in buchstäblich schönster Ruhe einen italienischen Kaffee genossen.

Wer weiter geht durch das Gewusel zwischen Westendstraße und Gollierstraße stellt fest, dass sich in den letzten Jahren durchaus einiges getan hat. Fassaden gestrichen, Wohnblöcke der Gründerzeit saniert wurden und eine Reihe neuer Läden aufgemacht hat. Man kann sich sogar seine eigene Bar für einen Abend



Vor dreißig Jahren wurde im Ecklokal Trappentreustraße/Gollierplatz griechisch gekocht. Das Café am Gollierplatz serviert heute Burger, Currywurst oder Riesenschnitzel.



Seit 1956 gibt es das Eiscafé Florenz im Westend. Die kalten Spezialitäten sind weit über die Grenzen des Viertels hinaus bekannt.

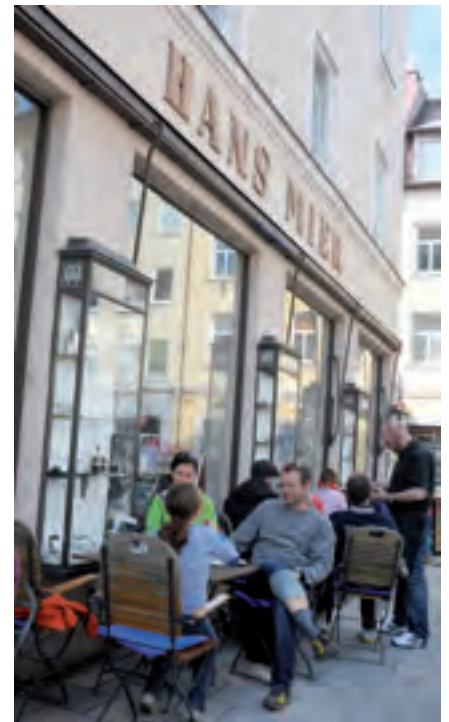


Schneller Imbiss auf der Straße.





Das Café Marais nutzt das Interieur des ehemaligen Wäschegeschäfts Hans Mier als trendige Kulisse.



Der Name des Vorbesitzers durfte bleiben.

mieten, die **Minibar** in der Ligsalzstraße. Aber von einer Kneipengegend wie Schwabing, Haidhausen oder dem Glockenbachviertel ist das Westend doch noch ziemlich weit entfernt. Aber ist das ein Schaden? Ich wollte das **Ça Va** an der Kazmairstraße wiedersehen, in den 80er Jahren eine beliebte Studentenkneipe, und ich aß dort immerhin ein ordentliches Schnitzel, und gut besucht war es wie eh und je. Wie seltsam aber, dass die Studenten von einst, inzwischen grau geworden und mit Bauchansatz, immer noch da hockten unter den ja damals schon pseudo-nostalgischen Email-Schildern von Mobil Oil und Sarrotti-Schokolade. Und aus den Lautsprechern dröhnte doch allen Ernstes immer noch Bruce Springsteen. Der einzige Tribut an jüngere Zeiten war ein Beamer und die zugehörige Leinwand, weil, ohne Public Viewing geht ja offenbar gar nichts mehr. Und wenn ich auch sonst für Sentimentalitäten durchaus etwas übrig habe, ich brauchte trotzdem frische Luft und wanderte quer durchs Westend an dessen südlichen Rand ins **Stragula**, Ecke Ridlerstraße/Bergmannstraße, gewissermaßen zur anderen einstmals angesagten Studentenkneipe. Aber ach! Das hätte ich mir doch sparen sollen. Hier waren nicht mal mehr irgendwelche ewigen Studenten zu finden.

Einige traurige Gestalten saßen hinter ihrem Bier in einem nicht minder traurigen Raum, der an deprimierender Kargheit kaum noch zu toppen war. An der Decke? Natürlich eine ausziehbare Leinwand. Was war denn nur mit dem Westend los? War der Preis für günstige Mieten und das Segeln im Windschatten einer boomenden Stadt wirklich eine derartige Stillstands-Tristesse? Das konnte doch alles nicht wahr sein. Tags drauf versuchte ich es noch einmal und ging ins **Stoa**. Der alteingesessene Grieche mitten im Viertel war aber gar kein Grieche mehr. Statt Moussaka gab es opulente Hamburger und einen internationalen Mix an Gerichten. Leinwände natürlich auch hier. Gleich mehrere. Das Stoa war insgesamt durchaus passabel, und immer montags gibt's sogar Live-Musik zwischen Folk und Latin. Eine Offenbarung an Atmosphäre aber war es auch nicht gerade. Ich ging ein spätes Eis essen im **Florenz** am Ende der Tulbeckstraße, zwei Kugeln Malaga, wie immer, und meine Laune besserte sich schlagartig. Liegt es womöglich daran, dachte ich, dass ich in die völlig falschen Läden gehe? Sollte ich statt nach einer Vergangenheit zu suchen, die sich auf irgend-



Das heutige »Stoa«, ein Lokal mit griechisch-mediterraner Speisekarte, blickt auf eine bewegte Geschichte zurück. Hier befand sich die Hohenburg, viele Jahrzehnte das Parteilokal der KPD, die im Westend zahlreiche Anhänger hatte.



Pizza und Pasta zu überschaubaren Preisen im Riwana.



Eines von zahlreichen Café-Bistros. Das Sana.

eine Weise souverän in die Gegenwart gerettet hatte, und die ich nicht finden konnte, sollte ich nicht lieber gleich etwas ganz anderes tun und mir lieber im **König Döner** in der Holzapfelstraße ein paar Falafel kaufen, in der **Kaktusbar** am Daddelautomaten mein Geld verspielen, im violetten Scheinschick des **Caesar** mit irgendeiner ambitionierten Modedame einen Cocktail schlürfen oder doch im eher gediegenen Wirtshaus **Zur Schwalbe** mit Freunden eine Runde kegeln? Und wie sah es da hinten an der Trappentreustraße aus, in der **Zentrale**, wo man sich laut Eigenwerbung vom Studenten bis zum Staatsanwalt wohlfühlt? Und ich dachte, vielleicht ist es ja eben gerade das, was die Normalität dieses Viertels ausmacht.

Das Normale ist eben unspektakulär, unauffällig, ja nicht selten sogar geschmacklos oder abgeblättert. Wäre es anders, dann stünden ja auch hier die SUVs auf den Gehwegen herum, wären die Mieten doppelt so hoch, die Klammotten in den Boutiquen dreimal so teuer. Und trotzdem braucht doch auch die Normalität und das Durchschnittliche wenigstens ein bisschen Glanz. Eben eine Ahnung von dem, wie es auch sein könnte, ohne dass es immer so ist. Und diesen kleinen Glanz, den fand ich dann schließlich doch noch. Ich fand ihn am Rande, dort, wo das alte Westend auf eine neue, fremde Welt trifft, die so gar nicht zu diesem alten Arbeiter- und Genossenschaftsquartier passt, zur Hochburg der Sozialdemokratie und zum Viertel mit dem nach Milbertshofen höchstem Ausländeranteil Münchens. Auf dem südlich gelegenen, ehemaligen Messegelände hat man in den letzten zehn Jahren ein Stahl- und Glasquartier errichtet, Büros und Wohnungen für Controller und Consultants. Wem das gefällt, der kann hier, zum Teil mit bestem Blick über München, von seinem Glaskastenbüro gleich in sein Glaskasten-Appartement fallen oder umgekehrt. Mittendrin in diesem Edelkiez für Young Urban Professionals aber liegen drei eindrucksvolle, denkmalgeschützte Hallen der alten Messe, die nun das Verkehrszentrum des Deutschen Museums beherbergen, und ihnen gegenüber, auf der anderen Seite einer großen Piazza und zugleich am Rande des Bavariaparks, steht ein wahres Schmuckstück der Architektur der 50er Jahre, die **Alte Kongresshalle**. Und diese wunderschöne Halle, die lange Jahre ein eher stiefmütterli-



Der Döner-König peppt die graue Fassade auf. Ein garantierter Hingucker!



Im Cava trafen sich in den 90er Jahre vor allem Studenten. Die Klientel von einst ist grau geworden aber dem Lokal treu geblieben.



Alternative zum Capuccino:
Ein würziger portugiesischer
Kaffee im Galão.



In die alten Messehallen zog das Verkehrszentrum ein. Nach dem Ausstellungsbesuch lockt der neu eröffnete Biergarten am Bavariapark.

50er Jahre-Charme mit Kultfaktor: Die Kongressbar am ehemaligen Messegelände.



Postkartenidyll mit Männern und Pferden im Wirtshaus am Bavariapark.

ches Dasein fristen musste, wurde inzwischen aufwendig saniert – übrigens auch mit Mitteln jener Stiftung, die Mehrheitseigner der Augustinerbrauerei ist, und ist ein Veranstaltungsort für alles zwischen Tagung und Party. Gastronomisch hat sie zudem zweierlei zu bieten. Da wäre einerseits das **Wirtshaus am Bavariapark** mit einem sehr schönen Biergarten unter alten Bäumen. Und da wäre andererseits die **Kongressbar** mit originalem 50er-Jahre-Interieur, die ich hier lieber gar nicht erwähnen sollte, denn es ist jetzt schon nicht leicht, hier einen Sitzplatz zu bekommen. Die Kongressbar macht nicht nur ein paar Mal im Monat Programm mit ausgezeichneten Musikern und DJs, sie hat auch einen guten Barmixer, der schöne Cocktails mixt. Biergarten und Bar, Park und Piazza, das Ganze mitten zwischen einem neuen und einem alten Viertel – es könnte die Brücke und der Berührungspunkt sein zwischen den Alteingesessenen und den Zugezogenen, zwischen Tradition und Moderne, zwischen Normalität und Schick.

Daniel Schnorbusch



Der ehemalige Bavaria-Keller an der Theresienhöhe um 1920.



Dokumentation 01
Sanierung der Feldmüllersiedlung
in Giesing,
Veröffentlichung 2006



Dokumentation 02
Stadtteilsanierung Haidhausen
Soziale Stadterneuerung
in München,
Veröffentlichung 2008



Dokumentation 03
Stadtteilsanierung Haidhausen
Neue Flächen für Wohnen und
Gewerbe,
Veröffentlichung 2008



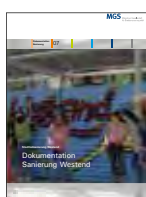
Dokumentation 04
Stadtteilsanierung Haidhausen
Die Herbergen und ihre Nachbarschaft,
Veröffentlichung 2010



Dokumentation 05
Stadtteilsanierung Haidhausen
Das gründerzeitliche Haidhausen,
Veröffentlichung 2010



Dokumentation 06
Zeitzeugendokumente zur
Stadtteilsanierung Haidhausen,
Veröffentlichung 2010



Dokumentation 07
Soziale Stadterneuerung im Westend,
Veröffentlichung 2014



Dokumentation 08
Stadtteilsanierung Westend
Das Westend im Wandel,
Veröffentlichung 2014



Dokumentation 09
Gesichter und Geschichten des
Münchner Westends,
Veröffentlichung 2015

Herausgeberin

Münchner Gesellschaft für Stadterneuerung mbH
Haager Straße 5
81671 München
www.mgs-muenchen.de

Im Auftrag und in Zusammenarbeit mit der

Landeshauptstadt München
Referat für Stadtplanung
und Bauordnung
Blumenstraße 31
80331 München
www.muenchen.de/plan

Projektleitung MGS

Melanie Meindl

Redaktion und Gestaltung

publishNET, Hoferstraße 1, 81737 München
Sabrina Landes, Birgit Schwintek (Grafik)
www.publishnet.org

Texte

Johanna Bauer, Dr. Klaus Gertoberens, Sabrina Landes,
Susanne Pahler, Dr. Daniel Schnorbusch

Korrektorat

Manfred Grögler, Laura Pöhler

Bildnachweis

Heike Geigl
Hannah Schnorbusch
MGS Bildarchiv
akg-images
Stadtarchiv München
Kulturladen Westend,
Familie Drexler,
Griechisches Haus,
Wohnungsgenossenschaft München West eG,
MGH Gewerbehof Westend,
WOGENO

Stand

Juli 2015

Druck

alpha-team DRUCK GmbH, München

